

BEROAZAR.

Illustrirte Damen-Zeitung.

Inhalt: Gefunden, von Elise Polko (mit Illustration). — Heirathsorakel in England, von Freiherrn von Reinsberg-Düringsfeld. I. — Wie groß ist der Mond? Von Dr. G. Lewinstein. — Ein stilles Nest. Novelle von Ivan Turgeneff. I. II. — Blumenverkäuferinnen in Sevilla, von Gustav Rasch (mit Illustration). — Wie man die Hand sich drückt. — Im bequemsten Waggon. — Die Geschichte eines Raschmirshawis. — Mozart in London. — Der Lenz. — Auflösung des Logogryphs Seite 202. — Charade. — Wirtschaftsplaudereien. — Correspondenz.

Gefunden!

Ein Friedhof! Wie klingt das so sanft! Es weht daher wie Duft von zahllosen Blüten, welche Liebe pflanzte und pflegte; es schimmert herüber wie Weihnachtsglanz, die Lichter sind's am Allerseelentage. Und sie gleichen einander so in diesem Schmuck, der prachtvoll, mit Denkmälern geschmückte Friedhof der großen Stadt und der kleine Dorfgottesacker, wo wilde Ranken sich um halbversunkene Kreuze schlingen, und eine mächtige Linde ihre Blüten auf all die stillen Gräber wirft, die großen wie die kleinen. Ueberall die rührenden Zeichen zärtlichster Trauer, heißer Sehnsucht, treuen Gedankens, auf dem stolzen Père-Lachaise nicht minder wie auf dem Montmartre, wo die Armen liegen, auf der schönen Begräbnisstätte in Clarenz wie bei der Pyramide des Cestius, wohin sie kamen aus allen Ländern, um sich auszustrecken zum ewigen Schlaf — überall Bäume, Blumen, Rasen, Zinnergrün.

Aber es ist nicht solch ein ernster und doch lieblicher Garten, an den ich eben denke. In meiner Erinnerung steigt ein Platz auf, mit dessen tiefer Melancholie ich nur das unaussprechlich düstere Bild Nussdael's vergleichen kann: der Judentempel. Es ist der Friedhof einer kleinen Insel in der Nordsee, die einsame Begräbnisstätte jener Todten, die das Meer an den Strand warf, und über ihrem Thore steht die Inschrift: „Heimath der Heimathlosen“. Ah, es ist eine kalte, ungeschmückte Heimath, die sie da empfängt, jene unfreiwillig Entehrenden, kein lächelndes Willkommen in Gestalt einer Blume begrüßt sie. Unter einem düstern und mächtigen Grabesgang, dem fernen Wellenrauschen, bettet man sie in den tiefen, feuchten Sand. Nur dürftiges, blaßes Gras trägt dieser Boden, und arme, kleine Birken, in ihrem Kampf gegen die Wuth des Sturmes, stehen zwischen den Gräbern. Von diesen Ruhestätten sieht die eine genau so aus wie die andere, zu Häupten einer jeden nur ein schlichtes kleines Holzkreuz mit Angabe jenes Tages, an dem man den Todten gefunden und hierhergetragen. Und die Reihen sind so dicht gedrängt, kein Weg ist mehr frei zwischen den Hügeln. Ein Schauer beklemmt selbst die fröhlichsten Herzen bei solchem Anblick. Es verirrt sich aber selten ein Badegast an diesen entlegenen geweihten Ort, und nur wer mit schweren, grübelnden Gedanken oder mit einem tiefen Leid im Herzen einsame Wege sucht, der geräth vielleicht auf seinen Wanderungen die Dünen entlang an jene Stelle, und die erstaunten Augen lesen in der Sandwüste die rührenden Worte: „Heimath der Heimathlosen.“

Auffallend ist der Anblick einer kleinen Trauerweide mitten unter den lebensmüden Birken, deren Zweige ein Doppelgrab bedecken und ganz einschließen. Der Stamm ist niedrig gebrochen, die Riesenhand des Windes drückt hier eben Alles unbarmherzig nieder, was in die Höhe strebt, aber die feinen blaßgrünen Zweige flattern wie leichtes Haar in der Luft und scheinen seiner zu spotten: sie lachen sanft und zärtlich über das Kreuz und den Stein am Hügel.

Wer nach der Hand fragt, die jene Weide pflanzte, der hört folgende Geschichte. Vor Jahren erschien zu jeder Saison auf jener kahlen Nordseeinsel eine Franke, vornehme Frau in tiefer Trauer, in Begleitung ihrer Dienerschaft. Sie fand sich früher ein, als alle Badegäste und verließ die Insel später, als alle; von dem Schiff trug man sie in das kleine Haus, das sie ein für allemal gemietet, und am Tage ihrer Abreise wieder von dem Hause in das Schiff. Tag aus Tag ein saß sie auf ihrem Rollstuhl in dem kleinen Garten, die schlanken Hände lässig im Schoße ruhend und mit träumerischen Blicken hinaussehend auf die unendliche, immer bewegte Wasserfläche. Zu allen Tageszeiten

war sie auf ihrem Posten, nie schien sie zu ermüden — wie Wöben schweiften ihre ruhelosen Blicke über die Wellen dahin. Ihre Begleiterin las zuweilen vor — ob sie zuhörte, hätte wohl Niemand sagen können, denn der Ausdruck tiefer, fast heiliger Trauer wich keinen Moment von ihrem schönen milden Angesicht. Zuweilen aber legte sie plötzlich die feine weiße Hand auf die Blätter des Buches und sagte leise: „Es ist genug, Anna!“ Dann nahm die Andere ruhig eine Arbeit zur Hand.

Die Fremde war seit drei Jahren Wittve und hatte kurz nach dem Tode des Gatten auch ihr einziges Kind verloren, einen schönen Knaben von sechzehn Jahren. Die Aerzte hatten denselben nach Madeira geschickt. Man redete von einem allzu-

Noch am letzten Abend des Beisammenseins — am folgenden Morgen in aller Frühe sollte er, in Begleitung eines alten Dieners, nach dem nächsten Hafen abreisen — saßen Mutter und Sohn, während der Kranke schlief, bis tief in die mondhelle Augustnacht hinein im Garten unter der schönen Trauerweide, dem Lieblingsbaum des Knaben. Er war vom Vater bei der Geburt seines Kindes gepflanzt worden, und wie oft hatte Roland später unter ihm gespielt, sich hinter dem Schleier der feinen grünen Zweige versteckt, auch wohl sich mit einem Buche in diese lustige Laube geflüchtet und ihn zu tausend Malen für seinen Lieblingsbaum erklärt! Es war wohl Zufall — oder doch vielleicht eine jener seltsamen Ahnungen, wie sie das Menschenherz zuweilen bedrücken, daß er an jenem letzten Abend einen kleinen Vers Alfred de Musset's citirte, indem er träumerisch die Zweige der Weide durch seine Finger zog:

„Mes chers amis — si je mourrais,
Plantez un saule au cimetière —
J'aime son feuillage explore,
La paleur m'en est douce et chère —
A la terre où je dormirais.“

Die Mutter schreckte zusammen, als er diesen Vers her sagte; da erst schien er die schwere Melancholie der Worte zu erkennen und mühte sich durch sanfte Scherze und Zärtlichkeiten ihren Eindruck zu verwischen. Es gelang ihm auch, wenigstens scheinbar, und sie gingen dann in den breiten Sandwegen noch lange Arm in Arm auf und nieder und redeten von der weiten Reise und von der wunderbaren Welt des Südens, und wie freundliche, treue Hände ihn geleiten sollten, und freundliche Hände ihn dort erwarteten; alle Wege waren ihm geobnet, so viel dies eben in Menschenmacht stand.

Süß waren seine letzten Träume im Vaterhause. Und selbst am anderen Morgen beim Abschied von dem kranken Vater, von der todtbleichen Mutter, die ihre Hand aufs Herz drückte wie Arria, als sie mit der Todeswunde in der Brust lächelnd sagte: „Es schmerzt nicht!“ — blieb Roland mutig und gefaßt. Mit glänzenden Augen auch schaute er um sich, als das Schiff die Anker lichtete und ihn davontrug, während daheim der Kranke seufzend sein Gesicht in die Kissen drückte, und die Mutter auf den Knien lag. Sie weinte nicht, sie betete nicht, sie wußte und empfand nur das Eine: sie hatte ihr Kind von sich gelassen.

Dann kam ein anderer Schmerz; ihr Gatte starb nach langem Siechthum. Aber der Gedanke an ihren fernen schönen Knaben richtete die Gebeugte wieder auf, und seine frischen, fröhlichen Briefe wehten wie Rosenblätter in ihre winterliche Einsamkeit. Er war gesund geworden, stark und kräftig, so schrieb er nicht allein selber, so berichteten auch die Aerzte, die Freunde und der alte Diener. Noch wenige Wochen, und er durfte für immer geheilt zu ihr zurückkehren, das schwere Opfer der Trennung war nicht umsonst gebracht. Und endlich kam sein letzter, jubelvoller Brief, und dann die Nachricht, daß das Schiff abgegangen, und dann — Schweigen! Jenes Schiff, das einer harrenden, hoffenden, einsamen Mutter höchstes Kleinod trug, war verschwunden, verschollen, untergegangen.

Jahre vergingen, ehe die Verwaunte wieder klar denken lernte, aber eine qualvolle Unruhe blieb ihr aus jenen dunkeln Zeiten zurück, die sich in einer fortwährenden Neugierst aufzerte. Sie besuchte alle Seebäder, die in dem Bereich des Weges lagen, den das verunglückte Schiff etwa genommen haben könnte, aber nirgend hielt sie es lange aus. Ihre Gesundheit verfiel sichtlich, die Aerzte untersagten ihr die strenge Seeluft — es war vergeblich, sie irrte nach wie vor ruhelos umher.

So erschien sie denn auch eines Tages auf dieser südlichsten Insel und selbstamer Weise erklärte sie alsbald, daß hier zum ersten Mal ein Gefühl der Sehnsucht nach Ruhe über sie gekommen sei. Drei Jahre hinter einander kehrte sie im Frühling



Gefunden!

schnellen Wachstum, das die Brust angegriffen; auch der Vater litt an einem Brustübel, es war eben eine Familienkrankheit. Seine Eltern, in der tödtlichsten Angst um den Liebling, willigten in diese Reise und Trennung. Die Mutter konnte ihn nicht begreifen, das Leiden des Gatten fesselte sie an das Haus. Was ihr Herz litt in dem Gedanken, ihren Sohn so weit und so lange von sich zu lassen, schildern keine Worte, aber sie nahm alle ihre Kraft zusammen und zeigte sich stark um des Kranken und um ihres Kindes willen. Der Knabe selbst war heiter, neugierig auf die Reise, auch ein wenig stolz auf seine Selbstständigkeit, und nur dann und wann überkam ihn eine Traurigkeit, die bei der Jugend den Aprilschauern gleicht.

wieder, und ihre Dienerschaft versicherte, daß sie zu Hause von einem wahrhaft fieberischen Heimweh nach der kleinen Insel befallen sei und den Tag der Abreise nie erwarten könne. Schon gegen das Ende des zweiten Sommers wurde sie sichtlich kräftiger, man sah sie auf den Arm ihrer Begleiterin gestützt zuweilen im Garten auf und nieder gehen. Auch schien der dumpfe, starre Schmerz, der sich auf ihren Zügen ausdrückte, einer sanfteren Melancholie gewichen zu sein, ihre Augen hatten einen andern Ausdruck gewonnen. Die Armen sahen hier wie überall, wo sie erschienen war, einen Engel in ihr, das ungeheure Leid hatte dies Herz nicht verbittert. Im Sommer des dritten Jahres wurde sie von einer schweren Krankheit befallen, sie konnte nicht abreisen, überwinterte auf der Insel und genas nur langsam. Doch im Frühling war sie wieder so gestärkt, daß sie Spaziergänge unternahm, die sie weiter und immer weiter führten, endlich denn auch zu der ersten „Heimath der Heimathlosen“. Und da begab sich etwas Seltsames, Erschütterndes! Die Fremde trat ein, stieß einen lauten Schrei aus und sank an dem Grabe neben dem Eingange in die Kniee. Ihre Stirn neigte sich gegen den Hügel, ihre Hände umklammerten das kleine Kreuz, welches das Datum des Geburtstages ihres Knaben trug. Die entsetzte Begleiterin versuchte ihre Gebieterin aufzurichten und beugte sich angstvoll zu ihr nieder. Da hob Jene den Kopf und mit überströmenden Augen flüsterte sie: „Sei still, Thörin, siehst Du denn nicht, daß ich so glücklich bin, wie ich hier auf Erden noch zu sein vermag? Ich habe ja mein Kind wiedergefunden! Hier schläft er, mein Knabe, ich weiß es. Eine Mutter findet ihr Kind und erkennt es, und wenn man es in die tiefsten Tiefen vor ihr verbergen wollte!“

Seit jener Stunde konnte sie weinen und seitdem wanderte sie täglich nach dem einsamen Friedhofe der Heimathlosen. Wirklich hatte sie den Verlorenen gefunden, denn einer der Fischer erinnerte sich deutlich, daß sie einen jungen dunkellockigen Mann in dies Grab gebettet, der ein Medaillon bei sich getragen, mit eingezeichnetem Datum — wie man annehmen mußte, dem Datum seines Geburtstages.

So hatte der Compaß des Mutterherzens nach der richtigen Stelle gedeutet.

„Ich habe fortan Nichts mehr zu thun auf dieser Erde, als bei ihm zu bleiben und seinen letzten Wunsch zu erfüllen,“ sagte sie, und leise, leise wie im Traume glitten über ihre Lippen die Worte:

„Mes chers amis — si je mourrais,
Plantez un saule au cimetiére — —“

So kam es denn, daß eine Weide auf diesen Platz gerieth. Frau von M. ordnete nun alle ihre Angelegenheiten daheim, kaufte das kleine Haus und blieb auf der Insel. Sie pflegte mit rührender Sorgfalt die kleine Weide, bis sie zum festen Bäumchen geworden war; sie trockte sie gleichsam dem Himmel und den Stürmen ab. Bei jedem Wetter und Wind trat sie ihre heilige Wallfahrt an und Stunden lang saß sie neben dem Grabe, wie eine geduldige Mutter am Krankenbette ihres Lieblings. Jeder konnte die dunkle Gestalt, und gar Mancher schaute voll Mitleids zu ihr hin, wenn sie so still da saß und auf das Grab blickte und auf die Weide oder die feinen Zweige vorsichtig löste, die der Wind durcheinander gewirrt.

Jetzt liegt sie längst neben ihrem Knaben, und auf ihren letzten Wunsch schrieb man unter jenes Datum des schlichten Kreuzes nur noch die Worte:

„Und der Herr gab ihn seiner Mutter.“

[2035]

Elise Polka.

Heirathsrufel in England.

Von Freiherrn von Reinsberg-Düringsfeld.

Nirgend haben die Mädchen soviel Tage, welche sie zur Beantwortung ihrer geheimsten Herzensfragen für besonders günstig halten, wie in England.

Wir wollen darum noch nicht glauben, daß die jungen Engländerinnen liebesreicher sind, als die Töchter anderer Länder, indessen können wir, der Wahrheit zu Ehren, doch nicht verschweigen, daß die Engländer selbst von ihren Mädchen sprichwörtlich sagen: „Ihr Puls schlägt Heirath.“

Ist dies nun auch eine Behauptung, deren medicinische Wichtigkeit wir natürlich dem Urtheil Sachverständiger anheimstellen müssen, so ist doch das Vorhandensein derselben allein schon genügend, um uns zu erklären, warum die Töchter Albions noch eifriger die Gelegenheit suchen, Näheres über ihre künftigen Lebensgefährten zu erfahren, als die Mädchen anderswo.

Der erste für prophetisch geltende Tag im Jahre ist der St. Agnes' eve, der Abend vor dem Gedächtnißfest der hl. Agnes (21. Januar).

Heirathslustige Mädchen pflegen am Tage vor dem Fest das sogenannte St. Agnes' fast, das hl. Agnesfasten zu halten und erst am Abend vor dem Schlafengehen ein mit Salz gefülltes Ei zu essen. Vom Durst gequält, träumen sie von Lösung desselben, und das Gefäß, aus welchem sie im Traume trinken, oder die Person, die es ihnen darreicht, läßt sie je nach den Umständen die Lage oder das Aeußere ihres künftigen Ehemanns erkennen.

Mädchen, welche das Fasten scheuen, nehmen Abends einen Brief Stecknadeln und ziehen aus einer Reihe eine nach der andern heraus, indem sie bei jeder ein Vaterunser beten und eine in den Ärmel ihres Hemdes stecken, sicher, dann von ihrem Mann zu träumen.

Der Valentinstag (14. Februar), in England das Fest der Jugend und der Liebe, gibt den jungen Engländerinnen wieder eine Veranlassung, einen Blick in die Zukunft zu werfen. Wenn sie nämlich am Abend vorher fünf Vorbeerblätter, eins in der Mitte und vier an den Ecken ihres Kopfkissens mit Nadeln feststecken oder, wie am Agnesabend, ein Ei hart kochen, den Dotter herausnehmen, den Raum mit Salz füllen und das übrige Ei, sobald sie im Bett sind, essen, ohne zu sprechen oder nachher zu trinken, so sehen sie ihren sweetheart, den künftigen Freier, im Traume.

Auch schreiben sie die Namen verschiedener ihrer Verehrer auf Papierschnitzel, rollen diese zusammen, thun sie in Thon und stecken sie ins Wasser. Der erste Zettel, der aufsteigt, enthält den Namen des einstigen Ehemanns.

Auf dem Lande herrscht der feste Glaube, daß der erste Mann, den ein Mädchen am Morgen des Valentinstages erblickt, wenn er nicht mit ihr verwandt oder Mitbewohner des Hauses,

ihr zum Gatten bestimmt sei. Deshalb geschieht es häufig, daß sich Liebhaber oft schon vor Sonnenaufgang in der Nähe des Hauses ihrer Geliebten aufstellen, um von ihr zuerst gesehen zu werden, während wiederum die Mädchen nicht selten den halben Morgen lang mit zugemachten Augen hinter der Thüre sitzen, bis sie die Stimme dessen hören, den sie gern zum Manne möchten, und bei ihren Gängen lieber einen Umweg von einer Viertelmeile machen, als einem Richtersehten in den Weg zu kommen.

Am St. Mark's eve, dem Abend vor dem St. Marcustage (25. April), pflegen die Mädchen, namentlich in Northamptonshire, den sogenannten „stummen Kuchen“ (dumb cake) zu backen. Er besteht aus einer Eierschale voll Salz, einer Eierschale voll Malz und einer Eierschale voll Gerstemehl, muß von den Mädchen, deren Zahl nie drei übersteigen darf, stillschweigend gebacken und um Mitternacht gegessen werden, indem jedes Mädchen, sobald es Zwölf schlägt, ihr Stück abbricht, ißt, dann rücklings bis zum Bett geht und sich niederlegt, ohne dabei ein Wort zu sprechen. Denn wenn dies auch nur Eine von ihnen thut, so ist der Bann gebrochen, und alle Mühe vergebens. Wird aber das Schweigen von Allen streng gehalten, so sehen diejenigen, welche sich verheirathen werden, ihre Zukünftigen hinter sich herlaufen, als wollten diese sie haßchen, ehe sie das Bett erreichen. Da die Mädchen das wissen, machen sie vorher ihre Kleider auf, um sie sogleich abwerfen und ins Bett schlüpfen zu können, bevor sie noch von dem verfolgenden Schatten eingeholt werden. Sollten sie Nichts sehen, so hören sie wenigstens, sobald sie im Bett liegen, ein Klopfen an den Thüren oder ein Rascheln im Haus, das keine andere Ursache haben kann, als die gewünschte, weil die Mädchen vor dem Beginn der geheimnißvollen Ceremonie niemals vergebens, alle Hunde und Katzen aus dem Haus zu jagen, um nicht von ihnen gestört oder in ihren Hoffnungen getäuscht zu werden.

Mädchen, die vom Schicksal dazu bestimmt sind, unverheirathet zu sterben, sehen und hören selbstverständlich gar Nichts, nachdem sie den stummen Kuchen gebacken und gegessen, werden aber dann des Nachts von schrecklichen Träumen geängstigt, in denen sie offene Gräber, Sterbehenden oder Kirchhöfe erblicken, mit Ringen zu thun haben, die an keinen Finger passen oder, sobald sie aufgesteckt sind, in Staub zerbröckeln, kurz, sich mit lauter schrecklichen Dingen abquälen.

Hier und da ist man auch statt des Kuchens, doch in demselben tiefen Schweigen, zuerst das Gelbe eines Eies und dann die mit Salz gefüllte Schale, wie am St. Agnes- und Valentinstabend, oder geht, wenn man den Muth dazu besitzt, um Mitternacht ins Kirchenportal „wachen“.

Welche dies thun will, legt am Abend einen Baumzweig oder eine Blume, die groß genug ist, um im Finstern leicht gefunden zu werden, in das Portal der Kirche und kehrt dann nach Hause zurück, um Mitternacht abzuwarten. Noch ehe jedoch die Glocke Zwölf schlägt, muß sie wieder im Portal sein und da bleiben, bis es ausge schlagen hat. Denn mit dem zwölften Schläge sollen die Kirchenthüren aufsteigen, und die Hochzeits- oder Leichenzüge aller Personen des Kirchspiels, welche im Laufe des nächsten Jahres heirathen oder sterben werden, an den im Portal „Wache stehenden“ Neugierigen vorüberziehen.

Diejenige nun, welche einen Hochzeitszug erblickt, heirathet in diesem Jahr, und zwar in soviel Monaten, als Brautführer und Brautmädchen der Braut folgen, welche letztere ihr selber gleich und am Arme des ihr bestimmten Gatten geht.

Sieht sie aber anstatt der Brauttracht einen Leichenzug, d. h. einen mit einem weißen Tuch bedeckten Sarg auf den Schultern von kopflos scheinenden Schatten, so stirbt sie unverheirathet.

Junge Männer, welche Mädchen, die einen Zweig oder eine Blume hingelegt haben, auf ihrem Heimweg begleiten wollen, warten vor dem Portal der Kirche, bis die verwegenen Schönen zurückkehren, und werden dadurch meistens die Lebensgefährten derselben.

In Yorkshires findet dieses „Kirchenwachen“ (watching the church) am St. Marcustage oder St. Mark's Eve zwar ebenfalls statt, aber in der Regel nur von Seiten Solcher, die erfahren wollen, wer im nächsten Jahre sterben wird. Auch glaubt man dort, daß der „Kirchenwacher“ (church-watcher) während der ganzen Geisterstunde wie gelähmt sei und den Gebrauch seiner Glieder erst wiedererlange, wenn es Eins geschlagen hat, und daß dann auch die Thüren der Kirche von selbst wieder sich schließen. (Schluß folgt.) [2037]

Wie groß ist der Mond?

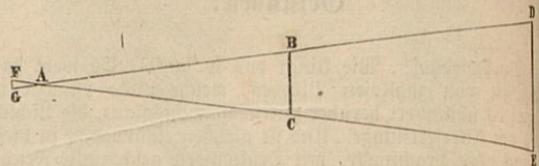
Nichts leichter, als die Antwort auf diese Frage; jedes Lehrbuch der Himmelskunde und jedes Conversationslexikon sagt uns, daß der Mond einen Durchmesser von 236 Meilen, also etwas mehr, als ein Viertel des Erd-Durchmessers hat, und daß sein Volumen ziemlich genau gleich $\frac{2}{97}$ (ungefähr $\frac{1}{50}$) von dem Volumen der Erde ist. Aber weniger leicht, als diese streng wissenschaftliche Antwort, ist die Antwort, wenn wir unsere Weisheit nicht aus Büchern schöpfen, sondern wenn wir durch sie unsere empfangenen sinnlichen Eindrücke wiedergeben sollen. Der Ausdruck dieses sinnlichen Eindrucks ist ein sehr verschiedener je nach der Stellung des Mondes (d. h. des Vollmondes), dem Zustande der Atmosphäre und besonders je nach unserer Fähigkeit, unbewußt ein Urtheil zu haben über die Entfernung der Gegenstände, welche wir sehen.

So wird denn auch die Antwort, welche wir auf die Frage: Wie groß ist der Mond? erhalten, eine sehr verschiedene sein. Der Eine wird erklären, der Mond sei so groß wie eine Untertasse, der Andere wird ihn mit einem Dessert-Teller, der Dritte mit einem Gemüse-Teller vergleichen. Ein Viertes geht vielleicht noch weiter und äußert: Der Mond ist so groß wie ein Tisch, an welchem sechs bis acht Personen sitzen können, und wenn er dann genauer hinsieht, so meint er, es sei doch möglich, daß an diesem Tische auch zwölf Personen, ja vielleicht sogar vierundzwanzig und mehr sitzen können. Alle diese verschiedenen Urtheile kann man gleichzeitig von Personen hören, welche ziemlich gleich stehen in Bezug auf Begabung und Bildung, und da drängt sich uns die Frage auf: Woher diese Verschiedenheit?

Wird die Größe des Mondes zu verschiedenen Zeiten angegeben, so ist die Erklärung leicht; der Mond erscheint uns größer, wenn er noch am Rande des Horizontes steht, weil er scheinbar neben Gegenständen steht, deren Größe uns bekannt ist, so daß wir den Maßstab zum Vergleichen mit demselben Blick erfassen, wie den Gegenstand, dessen Maß wir angeben sollen. Steht dagegen der Mond hoch am Horizont, so finden wir beim

Anshauen auf dem Gesichtsfeld unserer Augen keinen unmaßstäblichen Körper, welcher einen Maßstab zur Beurtheilung scheinbarer Größe des Mondes abgeben könnte, wir haben Maßstab nur den weiten, unendlichen Raum des Himmelsgewölbes und ihm gegenüber erscheint uns der Mond klein.

Wenn aber so sich die Verschiedenheit des Eindrucks zu verschiedenen Zeiten leicht erklären läßt, so läßt uns diese Erklärung im Stich, wenn mehrere Personen den Mond gleichzeitig betrachten, und eine auffallende Differenz des Eindrucks hervortritt oder wenn, was man oft beobachten kann, ein und derselbe Beobachter in einem Zeitraum, in welchem der Mond seine Stellung nicht merklich ändert, seine Ansicht von der Größe des Mondes ändert, wenn er von Minute zu Minute den Mond für immer größer und größer hält. Diese scheinbar auffallende Erscheinung erklärt sich daraus, daß unser Urtheil über die Größe eines gesehenen Gegenstandes nicht allein abhängig ist von der Größe des Bildes, wie es auf der Netzhaut entsteht, sondern daß die Stimmung der Größe durch eine logische Gedankenfolge geschieht, in welcher neben dem Bilde auf der Netzhaut auch unsere Ansicht über die Entfernung des Gegenstandes eine wesentliche Rolle spielt. Die Größe des Bildes, welches auf unsere Netzhaut geworfen wird, ist abhängig von dem Sehwinkel, d. h. von dem Winkel, welchen die aus unserem Auge nach dem äußeren Körper des gesehenen Körpers gedachten geraden Linien bilden. Dieser Winkel kann, wie eine einfache mathematische Construction zeigt, gleich sein bei Körpern von sehr verschiedener Größe, wenn sie in verschiedener Entfernung vom Auge sich befinden. Denn wir uns, wir sehen zwei Stäbe, von denen der eine sich 10, der andere 20 Fuß weit von unserem Auge befindet, und nehmen wir an, daß der erstere drei, der andere sechs Fuß groß ist. Ein Blick auf die hier befindliche Zeichnung zeigt, daß in beiden Fällen der Sehwinkel, also auch das Bild auf der Netzhaut sich gleich groß ist, daß wir also ohne Kenntniß von der Entfernung beide Stäbe für gleich groß halten müssen.



Es ist A das Auge, BC der Stab von 3 Fuß Länge, DE der Stab von 6 Fuß Länge; man sieht, die von B und C und von D und E nach A dachten Linien fallen zusammen, also wird auch von beiden auf die Netzhaut FG ein gleich großes Bild reflectirt werden.

Wir machen aber beim Sehen unwillkürlich einen Schluß, wie groß die Entfernung des Gegenstandes von unserem Auge ist, und modificiren danach unser Urtheil über die Größe des gesehenen Gegenstandes. So werden wir, trotz des gleichen Eindrucks, doch gleich erkennen, daß der Stab DE noch ein Maß größer ist, als der Stab BC.

Ähnlich ergreift es uns nun beim Anblick des Mondes. Wenn mehrere Leute den Mond betrachten, so empfangen wir einen Eindruck von ziemlich gleicher Größe auf der Netzhaut, die Verschiedenheit der Ansichten über die Größe des Mondes rührt nur davon her, daß jeder Einzelne sich eine andere Combination von Bild und Entfernung macht. Es wird nun derjenige, welcher bei seiner unwillkürlichen Combination eine geringere Entfernung annimmt, den Mond für kleiner halten, als der Andere, der eine größere Entfernung annimmt, und wenn Jemand bei anhaltendem Anshauen des Mondes sich immer klarer und klarer macht, wie entfernt der Mond in Wahrheit von unserem Standpunkte ist, so wird dabei in seinem Geiste das Bild des Mondes stetig wachsen, während doch das Bild auf der Netzhaut dasselbe bleibt, und auch die Gegenstände, welche wir als Maßstab zur Vergleichung in unserem Gesichtsfelde haben, sich nicht verändern.

So erklärt sich also die Verschiedenheit der Ansichten über die Größe des Mondes aus der Gehirn-Thätigkeit, welche uns das auf der Netzhaut reflectirte Bild zum Bewußtsein bringt, unsere Ansicht von der Größe des Mondes ist nicht der Ausdruck des direct empfangenen Eindrucks, sondern das Product der Combination dieses Eindrucks mit dem Gedanken an die Entfernung. Je klarer uns die Größe dieser Entfernung zum Bewußtsein gelangt, für um so größer halten wir den Mond.

Ähnliches wie bei dem Monde geht natürlich bei jedem Sehen vor, und haben wir nur den Mond als eins der auffallendsten Beispiele dafür gewählt, wie sehr das Sehen, d. h. das Gelangen des Eindrucks auf der Netzhaut zu unserem Bewußtsein ein Product des Denkens ist.

Wenn unsere Leserinnen dies erkannt haben, so gestatten uns vielleicht, zum Schluß noch ein Beispiel aus eigener Erfahrung hinzuzufügen, welches umgekehrt zeigt, welchen Einfluß das Sehen unsere Vorstellung von der Größe eines Gegenstandes auf die Schätzung der Entfernung desselben hat.

Wer jemals in Berlin gewesen ist, der kennt die schöne, breiten und gerade Straße, welche vom Spittelmarkt zum Potsdamer Platz führt, die Leipziger Straße. Ich hatte nun in früheren Jahren, im Anfang meines Aufenthaltes in Berlin, oft Gelegenheit, diese Straße entlang zu gehen, und da fiel es mir auf, daß mir die Straße länger vorkam, wenn ich vom Potsdamer Platz nach dem Spittelmarkt sah, als umgekehrt. Ich theilte die Beobachtung verschiedenen Personen mit; Alle, besonders diejenigen, welche noch ziemlich fremd in Berlin waren, fanden sie richtig, aber Keinem gelang es, einen plausiblen Grund für diese auffallende Erscheinung zu finden. Endlich gelang einem jungen Architekten die Lösung des Räthfels. Auf dem Spittelmarkt befindet sich eine ganz kleine Kirche, welche kaum einer bescheidenen Dorfgemeinde als Gotteshaus genügen würde. Diese Kirche bildet, wenn man vom Potsdamer Platz die Leipziger Straße entlang sieht, den Point de vue. Da wir nun mit dem Gedanken an die große Stadt Berlin den Begriff großer, prächtiger Kirchen verbinden, so versehen wir bei dem Anblick der kleinen Spittelmarkter Kirche diese unwillkürlich in eine solche Entfernung, in welcher eine große Kirche uns so klein erscheinen würde, und wir verlängern nun natürlich im Gedanken die Leipziger Straße auf diese Entfernung. Mit der Zeit, als die geringe Größe der Kirche klar zum Bewußtsein gelangte, so daß man sich keine Täuschungen mehr hingab, verschwand auch die Verschiedenheit des Eindrucks, immerhin aber dürfte diese Thatsache einen interessanten Beitrag bilden zu dem Capitel über die Täuschungen beim Sehen.

[2035]

Dr. G. Lewin.

Ein silles Nest.

Novelle von Ivan Turgeniew.

I.

In einem ziemlich großen, unlängst geweißten Zimmer auf dem Landgute Saffowo, im ...ichen Kreise des F...ichen Gouvernements, saß ein junger Mann im Paletot auf einem schmalen Stuhl an einem schiefen Tische, beschäftigt, Rechnungen durchzugehen. Zwei Stearinkerzen auf silbernen Reifelleuchtern brannten vor ihm. In einem Winkel stand ein offener Flaschenkeller auf einer Bank; in einem anderen Winkel war ein Diener dabei, ein eisernes Bett zusammen zu setzen. Hinter einem niedrigen Verschlag brumnte und zischte ein Samowar; ein Hund wälzte sich in frisch hereingetragenem Heu. In der Thüre stand in einem neuen Armjal mit rothem Gurte ein Musikant mit einem langen Barte und klugen Gesichte, allem Anscheine nach ein Bauernältester; er betrachtete aufmerksam den vor ihm sitzenden jungen Mann. An der einen Wand stand ein äußerst wackliges, kleines Piano neben einer eben so antiken Kommode mit Löchern anstatt der Schloffer; zwischen den Fenstern hing ein kleiner, runder Spiegel; an der Scherwand prangte ein altes, stark verprungenes Portrait einer gepuderten Frau in einer runden, mit einem schwarzen Bändchen um den dünnen Hals. Nach der merklich gekenteten Decke und dem schiefen, stellenweise klaffenden Boden zu urtheilen, stammte der Flügel des Hauses, in welchem wir den Leser geführt, aus einer längst vergangenen Zeit. Er wurde nicht dauernd bewohnt, sondern nur bei gelegentlichen Besuchen der Herrschaft benutzt. Der junge Mann am Tische war eben der Besitzer des Landgutes Saffowo. Er war Tags zuvor erst von seiner hundert Werst entfernten gelegenen Hauptbesitzung angelangt und wollte am folgenden Tage wieder abreißen, sobald er die Besichtigung der Wirtschaft beendigt, die Forderungen der Bauern angehört und die Rechnungen durchgesehen haben würde.

„Indessen, jetzt ist es genug,“ sprach er, den Kopf erhebend, „ich bin müde. Du kannst jetzt gehen,“ fügte er zu dem Bauernältesten gewandt hinzu, „morgen aber stelle Dich zeitig ein und sage es früh an, daß die Bauern zusammenkommen sollen. Hörst Du?“

„Zu Befehl.“
„Und der Gerichtshalter soll mir den Bericht über den letzten Monat abfassen. Du hast gut gethan,“ fuhr der Herr fort, „daß Du die Hände weichen ließest. Es sieht wenigstens so aus, als ob es reiner wäre.“

Der Starosta saß schweigend an den Wänden hinauf.

„Nun, jetzt kannst Du gehen.“

Der Starosta verbeugte sich und ging.

Der Herr streckte die Glieder aus.

„Heda!“ rief er, „gebt mir Thee ... es ist Zeit, schlafen zu gehen.“

Der Diener begab sich hinter die Scherwand und kehrte bald mit einem Glase Thee, einer Schnur städtischer Brezel und einem Rahmnapfchen auf einem eisernen Theebrette zurück. Raum aber hatte der Herr zwei Schluck von dem Getränk genommen, als im Nebenzimmer Schritte hörbar wurden, und eine pipende Stimme fragte:

„Ist Vladimir Sergeitsch Astachow zu Hause?“

Vladimir Sergeitsch, so hieß der junge Mann im Paletot, blickte fragend auf seinen Diener und flüsterte ihm eilig zu:

„Sieh nach, wer da ist!“

Der Diener ging und warf die mangelhaft schließende Thüre hinter sich zu.

„Welche Vladimir Sergeitsch,“ erscholl dasselbe Stimmchen, „daß sein Nachbar Zpatow ihn zu sehen wünsche, wenn es ihn nicht stört; mit mir ist noch ein anderer Nachbar hier, Bodrjakow, Ivan Iljitsch, der ebenfalls ihm seine Ehrfurcht zu bezeigen wünscht.“

Vladimir Sergeitsch machte eine unwillkürliche Bewegung des Aergers. Als der Diener ins Zimmer trat, sagte er ihm jedoch:

„Bitte die Herren einzutreten.“

Er erhob sich in Erwartung der Gäste.

Die Thüre öffnete sich, und sie erschienen. Der Eine von ihnen, ein wohlbeleibter Mann mit grauem Haar, rundem Köpfschen und hellen Neuglein, schritt voran; der Andere, ein langer, hagerer Mann von etwa fünfunddreißig Jahren, mit einem länglichen, gebräunten Gesicht und unordentlichem, schwarzem Haar, schlich hinter ihm drein. Der erstere trug einen sauberen grauen Rock mit großen Perlmutterknöpfen; ein rosa Halstuch umgab, halb von dem zurückgeschlagenen weißen Hemdstragen bedeckt, lose seinen Hals; Stiefelchen zierten seine Füße; freundlich zeichneten sich die Quadrate seiner schottischen Pantalon, und der Eindruck, den er machte, war überhaupt ein angenehmer. Von seinem Gefährten konnte man das weniger sagen, er trug einen alten schwarzen Frack, bis oben zugestöpft; seine Bekleider aus dickem Winterstoff waren von derselben Farbe; weder am Halse, noch an den Handgelenken war eine Spur von Wäsche sichtbar. Der Ältere näherte sich Vladimir Sergeitsch zuerst, begrüßte ihn liebenswürdig und sagte mit demselben reinen Stimmchen:

„Habe die Ehre, mich Ihnen zu empfehlen — Ihr nächster Nachbar und Verwandter Zpatow, Michail Nikolaitich. Habe längst gewünscht Ihre Bekanntschaft zu machen. Hoffe, daß ich nicht irre.“

Vladimir Sergeitsch antwortete, daß er sich freue, daß auch er gewünscht habe ... daß sie durchaus nicht störten, daß er Platz nehmen und Thee trinken möge.

„Und dieser Edelmann,“ fuhr der Ältere fort, Vladimir Sergeitsch's unbedingte Phrasen mit verbindlichem Lächeln anhörend und mit der Hand auf den Herrn im Frack zeigend, „ebenfalls Ihr Nachbar ... mein guter Bekannter Bodrjakow, Ivan Iljitsch, wünscht gleichfalls sehr Ihre Bekanntschaft zu machen.“

Der Herr im Frack, nach dessen Aussehen Niemand vermuthet hätte, daß er Etwas in seinem Leben sehnlich wünschen könne — so zerstreut und schläfrig war der Ausdruck seines Gesichtes — der Herr im Frack verbeugte sich ungeschickt und matt. Vladimir Sergeitsch erwiderte den Gruß und wiederholte seine Bitte, Platz zu nehmen.

Die Gäste setzten sich.

„Ich bin sehr, sehr erfreut,“ fing der Ältere an, während sein Gefährte mit offenem Munde zur Decke hinauf schaute, „daß ich endlich die Ehre habe, Sie persönlich kennen zu lernen. Ob-

gleich Sie Ihren beständigen Aufenthalt in einem von uns ziemlich entfernten Kreise nehmen, so rechnen wir Sie doch zu den Unsrigen, zu den sogenannten ursprünglichen Besitzern.“

„Das ist mir sehr schmeichelhaft!“ erwiderte Vladimir Sergeitsch.

„Schmeichelhaft oder nicht, so ist es aber. Um Vergebung, Vladimir Sergeitsch, wir im ...ichen Kreise sind ein gerades Volk, leben einfach und sagen ohne Rückhalt heraus, was wir denken. Ich kann Ihnen versichern, daß wir uns selbst an Namenstagen nicht anders, als im Noche besuchen. Ganz gewiß! Wir haben das so eingeführt. Wir heißen deshalb in den benachbarten Kreisen auch die ‚Kochgänger‘, und man wirft uns sogar schlechten Ton vor; indessen wir beachten das nicht. Ich bitte Sie um Alles in der Welt, wenn man auf dem Lande auch noch Umstände machen müßte!“

„Freilich. Was kann auf dem Lande — angenehmer sein, als diese Natürlichkeit des Umganges,“ bemerkte Vladimir Sergeitsch.

„Und trotzdem,“ fuhr Jener fort, „haben wir in unserem Kreise die klügsten Männer, obgleich sie keinen Frack tragen — Männer von einer europäischen Bildung. Da ist z. B. gleich unser Historiker Gosiukow, Stephan Stephanowitsch; er beschäftigt sich mit der ältesten russischen Geschichte, ist in Petersburg wohlbekannt und ein äußerst gelehrter Mann! Wir haben eine alte schwedische Kugel in der Stadt — sie ist, wissen Sie, dort mitten auf dem Plage aufgestellt — die hat er aufgefunden. Gewiß! Und Zenteler, Anton Karlitich — der hat Naturgeschichte studirt; übrigens sagt man, daß diese Wissenschaft den Deutschen besonders hold ist. Als man vor zehn Jahren bei uns eine zugelaufene Hyäne erschlug, so war es Anton Karlitich, der an dem besonderen Bau des Schwanzes erkannte, daß es wirklich eine Hyäne war. Dann haben wir noch den Gutbesitzer Raburdin, der leichtere Artikel schreibt; er führt eine sehr kühne Feder — die ‚Galathea‘ enthält einige seiner Aufsätze. Bodrjakow — nicht Ivan Iljitsch, nein, der negligirt dieses Fach, aber ein anderer Bodrjakow, Sergei — wie heißt er doch nach seines Waters Namen, Ivan Iljitsch? wie heißt er?“

„Sergeitsch,“ warf dieser ein.

„Ja doch, Sergei Sergeitsch, der beschäftigt sich mit Dichten. Nun, ein Buchkin ist er freilich nicht; aber zuweilen wirft er Etwas hin, was in der Hauptstadt nicht besser gemacht werden kann. Kennen Sie sein Epigramm auf Achäus Fomitich?“

„Wer ist Achäus Fomitich?“

„Ach, um Vergebung, ich vergesse immer, daß Sie denn doch kein hiesiger Bewohner sind. Das Epigramm ist auf unseren Kreisshauptmann und äußerst komisch. Ivan Iljitsch, Du kannst es, glaube ich, auswendig?“

Bodrjakow fing gleichgiltig an:

„Achäus Fomitich — verdierntermaßen Vom Adel ruhmvoll ausertoren ...“

„Sie müssen wissen,“ unterbrach ihn Zpatow, „daß er fast nur mit weißen Kugeln gewählt wurde, denn er ist ein sehr verdienstvoller Mann.“

Bodrjakow wiederholte:

„Achäus Fomitich — verdierntermaßen Vom Adel ruhmvoll ausertoren ...“

„Ist gut und trinkt den besten Wein, Wie sollt' er nicht Kreisshauptmann sein?“

Der Ältere lachte auf: „Ha, ha, ha! Das ist nicht schlecht. Und seitdem, wollen Sie es glauben, setzt jeder von uns, wenn er Achäus Fomitich begrüßt, gewiß hinzu: ‚Wie sollt' er nicht Kreisshauptmann sein?‘ Und er — glauben Sie, daß er sich ärgert? Durchaus nicht! Das kommt bei uns gar nicht vor. Sie können Ivan Iljitsch hier danach fragen.“

Ivan Iljitsch blinzelte nur mit den Augen.

„Wegen eines Scherzes zürnen — wie ist das möglich! Hier ist z. B. Ivan Iljitsch, man nennt ihn bei uns die ‚Taschenjele‘, weil er sehr leicht zu Allem zu bringen ist. Nun, und sollte er sich dadurch beleidigt fühlen? Niemals.“

Ivan Iljitsch blickte langsam zuerst auf den Sprecher und dann auf Vladimir Sergeitsch und machte die Augen langsam auf und zu.

Der Name ‚Taschenjele‘ paßte in der That sehr gut für ihn. Es war auch keine Spur von dem in ihm, was man Willen oder Charakter nennt. Jeder, der da wollte, konnte ihn mit sich fortnehmen, wohin er wollte. Man brauchte ihn nur zu sagen: „Ivan Iljitsch, kommen Sie,“ und er nahm seinen Hut und ging; dann brauchte nur ein Anderer ihm über den Weg zu gehen und ihm zu sagen: „Ivan Iljitsch, bleiben Sie,“ und er blieb. Er war sanfter, friedfertiger Gemüthes, hatte stets als Hagestolz gelebt und spielte nicht Karten; er saß aber gern dabei und sah den Spielenden der Reihe nach ins Gesicht. Ohne Geselligkeit konnte er nicht leben, die Einsamkeit ertrug er nicht; dann verfiel er in Melancholie, was übrigens nicht oft geschah. Er hatte noch eine Eigenthümlichkeit an sich; wenn er früh aus dem Bette stieg, pflegte er halbblau die alte Romanze zu summen:

„Es lebe einst ein Herr Baron In ländlichem Behagen ...“

Zu Folge dieser Eigenthümlichkeit nannte man ihn auch den ‚Fichtenkernbesitzer‘. Bekanntlich singt dieser Vogel im Käfig nur einmal am Tage und zwar früh am Morgen. So war Ivan Iljitsch Bodrjakow.

Die Unterhaltung zwischen Zpatow und Vladimir Sergeitsch dauerte noch ziemlich lange fort. Erstere befragte letzteren über seine Forsten und andere landwirthschaftliche Interessen, über die Verbesserungen, welche er schon eingeführt oder noch in seiner Wirtschaft einzuführen gedächte; er theilte ihm einige seiner eigenen Beobachtungen mit und rieth u. A. zur Vertilgung der kleinen Erdhügel auf den Wiesen, dieselben rundum mit Hafer zu bestreuen, was die Schweine bewegen sollte, die Hügel mit ihren Rüsseln aufzuwerfen u. s. w. Er bemerkte endlich, daß Vladimir Sergeitsch die Augen zufließen, und in seinen Reden eine gewisse Langsamkeit und Zusammenhangslosigkeit sich einstellte; da erhob sich Zpatow und erklärte auf die liebenswürdigste Weise, daß er Vladimir Sergeitsch nicht länger durch seine Gegenwart belästigen wolle, daß er aber am folgenden Tage schon den theuren Gast zu Tische bei sich zu sehen hoffe.

„Zu meinem Landgute,“ fügte er hinzu, „zeigt Ihnen jedes Kind, ja, ich wage zu sagen, jedes Huhn oder alte Weib zeigt Ihnen den Weg dorthin. Fragen Sie nur nach der ‚Zpatowka‘. Die Pferde laufen von selbst dorthin.“

Vladimir Sergeitsch antwortete etwas stockend, wie es ihm übrigens eigen war, daß er sich bemühen werde — wenn ihm nicht ein Hinderniß in den Weg komme. ...

„Nein, wir werden Sie ganz bestimmt erwarten,“ unterbrach

ihn Zpatow freundlich, drückte ihm fest die Hand und ging rasch hinaus, indem er ihm, sich halb umdrehend, noch von der Thüre zurück: „Ohne Ceremonie.“ Die ‚Taschenjele‘ Bodrjakow verbeugte sich stumm und verschwand im Gefolge seines Gefährten, nicht ohne jedoch zuvor über die Schwelle gestolpert zu sein.

Nachdem Vladimir Sergeitsch seinen Gästen das Geleit gegeben, entkleidete er sich sofort, legte sich hin und schlief ein.

Vladimir Sergeitsch Astachow war einer von den Menschen, welche, nachdem sie mit ihren Kräften schon verschieden experimentirt haben, zu sich selbst sagen, daß es Zeit sei, das Leben von dem praktischen Gesichtspunkte aus zu fassen und sich vorwärts zu bringen. Er war nicht dumm, ziemlich sparsam und sehr vernünftig; er liebte die Lectüre, die Geselligkeit, die Musik, aber Alles mit Maß und hielt sich seinem Stande gemäß. Er war erst siebenundzwanzig Jahre alt, von mittlerem Wuchse, wohlgebaut und hatte angenehme, aber kleine Züge, ihr Ausdruck wechselte fast nie, und seine Augen hatten stets denselben hellen, trockenen Blick, selten einmal wurde er gemildert durch einen Schatten von Kummer oder Trauer; ein verbindliches Lächeln verließ nie seine Lippen. Seine Haare waren schön blond, seidenweich und lockig. Man rechnete Vladimir Sergeitsch eine stattliche Besizung von etwa 600 Seelen nach, und er dachte an eine Heirath, eine Heirath aus Neigung, die ihm jedoch auch Vorteil brächte. Er wünschte vorzugsweise eine Frau mit guten Verbindungen zu bekommen, denn er fand, daß diese ihm mangelten. Mit einem Worte — er verdiente den Namen eines Gentleman.

Als unser Gentleman am anderen Morgen seiner Gewohnheit nach früh aufgestanden war, nahm er seine Beschäftigungen wieder auf, und man muß ihm die Gerechtigkeit widerfahren lassen, er betrieb seine Geschäfte gründlich, was bei uns in Rußland nicht immer von den praktischen jungen Leuten gesagt werden kann. Er hörte geduldig die verworrenen Bitten und Klagen der Bauern an, befriedigte sie so viel wie möglich, schlichtete die Streitigkeiten und Uneinigkeiten unter Verwandten, redete den Einen ins Gewissen, schrieb Andere an, sah den Bericht des Landrichters durch, brachte einige Schurkereien des Bauernältesten ans Tageslicht, mit einem Worte — er handelte so, daß er selbst mit sich zufrieden war, und auch die Bauern, als sie aus der Versammlung in ihre verschiedenen Höfe zurückkehrten, sich günstig über ihn äußerten. Obgleich Vladimir Sergeitsch am Tage vorher Zpatow sein Wort gegeben, entschloß er sich dennoch zu Hause zu bleiben und hatte auch schon bei seinem Reisetoch seine Lieblingsuppe aus Reis und Gekrüse bestellt; plötzlich aber blieb er, wohl in Folge der Zufriedenheit, welche seine Seele seit dem Morgen erfüllte, mitten im Zimmer stehen, schlug sich mit der Hand an die Stirn und rief laut und munter: „Ich will aber doch zu diesem alten Schwäger fahren!“ Gefagt, gethan; eine halbe Stunde später saß er in seinem neuen, kleinen Tarantas, der mit vier guten kleinen Bauernpferden bespannt war, und fuhr nach Zpatowka, bis wohin er zwölf Werst des besten Weges hatte.

II.

Die Gutgebäude Michail Nikolaitich Zpatow's bestanden aus zwei herrschaftlichen Häusern, welche zu beiden Seiten eines ungeheuren Teiches, durch den ein Bach floß, einander gegenüber standen. Ein langer, mit Silberpappeln besplanter Damm schloß den Teich; fast in einer Reihe mit ihm blickte das rothe Dach einer Mühle durch. Ganz gleich gebaut und beide lila angestrichen, schienen die Häuserchen sich mit ihren glänzenden, sauberen kleinen Fenstern über die breite Wasserfläche hin zuzuwinkeln. In der Mitte eines jeden Hauses trat eine runde Terrasse vor, und erhob sich ein spitzer Giebel, der von vier weißen, nahe bei einander stehenden Säulen getragen wurde. Um den ganzen Teich herum zog sich ein altmodischer Garten. Lindenbäume standen in dichten Gruppen in demselben umher und durchzogen ihn in langen Alleen; bejahrte Fichten, dunkle Eichen mit ihren hellgelben Stämmen und herrliche Ahornbäume hoben hie und da ihre Kronen hoch empor. Die üppig wuchernden Flieder- und Akazienbüsche gingen bis dicht an jedes Haus, nur die Vorder-Façaden blieben frei, von denen schmale, mit gestoßenen rothen Ziegeln besetzte Wege sich den Abhang hinab schlängelten. Bunte Enten, weiße und graue Gänse schwammen in getrennten Gruppen in dem klaren Wasser des Teiches; er blühte niemals, Dank den zahlreichen Quellen, welche „am Kopfe des Teiches“ im Grunde einer tiefen, feintigen Schlucht hervorprudelten. Die Lage der Herrenhäuser war gut; anziehend, einsam und bequem.

In dem einen der beiden Häuser lebte Michail Nikolaitich selbst, in dem anderen wohnte seine Mutter, eine schwache, alte Frau von siebzig und einigen Jahren. Als Vladimir Sergeitsch auf dem Damme angekommen war, wußte er nicht, an welchem Hause er vorfahren sollte. Er blickte um sich — ein kleiner Junge stand barfuß auf einem halbsauren Baumstamme und schaute Vladimir Sergeitsch an.

„Zu wem wollen Sie denn? zur alten Frau oder zu dem jungen Herrn?“ erwiderte der Knabe, ohne das Auge von seinem Schwimmhölzchen zu wenden.

„Zu welcher Frau?“ sagte Vladimir Sergeitsch. „Ich will zu Michail Nikolaitich.“

„Also zu dem jungen Herrn! So wenden Sie sich rechts.“ Und der Knabe zog eine silberne Karausche mit der Angel aus dem stillen, unbeweglichen Wasser. Vladimir Sergeitsch wandte sich rechts.

Michail Nikolaitich spielte mit der „Taschenjele“ Dame, als man ihm die Ankunft Astachow's meldete. Er war sehr erfreut, sprang von seinem Sessel auf, lief ins Vorzimmer hinaus und umarmte und küßte Jenen dreimal.

„Sie finden mich mit meinem treuen Freunde,“ fing der redselige Alte an, „mit Ivan Iljitsch, der, beiläufig sei's gesagt, ganz hingerissen von Ihrer Liebenswürdigkeit ist. (Ivan Iljitsch schaute stumm in einen Winkel.) Er hatte die Güte, bei mir zu bleiben, um Dame mit mir zu spielen; die Meinigen sind alle in den Garten gegangen, allein ich werde sogleich nach Ihnen schicken.“

„Warum wollen Sie dieselben stören?“ fing Vladimir Sergeitsch an ...

„Erbarmen Sie sich, was ist denn das für eine Störung! Wanta! laufe schnell nach den Fräulein ... sage, wir hätten Besuch bekommen. Wie gefällt Ihnen die Gegend hier? Sie ist nicht übel, nicht wahr? Raburdin hat sie besungen. ‚Zpatowka, freundliche Zufluchtsstätte‘, so fängt das Gedicht an; es ist auch weiterhin recht hübsch, aber ich kann es nicht mehr. Der Garten ist zu groß, das ist schlimm; er geht über meine Mittel hinaus. Diese beiden einander so ganz ähnlichen Häuser, wie Sie es wohl bemerkt haben werden, sind von zwei Brüdern, meinem Vater Nikolai und dem Onkel Sergei, erbaut worden. Sie legten auch

den Garten an und waren musterhafte Freunde — Damon und — da haben wir's! ich weiß nicht mehr, wie der Andere hieß —

„Pythion,“ bemerkte Ivan Iljitsch. „Dummes Zeug, ist es auch so? Nun, gleichviel. (Zu Hause sprach der Alte weit ungebundener, als außer dem Hause.) Ihnen ist wohl bekannt, Vladimir Sergeitsch, daß ich Wittwer bin; habe meine Frau verloren. Meine ältesten Kinder sind in Kronsanstalten; bei mir habe ich nur die beiden jüngsten und meine Schwägerin, eine Schwester meiner Frau; Sie werden sie sogleich sehen. Aber, wo sind denn meine Gedanken, daß ich Ihnen Nichts vorsetze! Ivan Iljitsch, triff Anstalten, Bruder, daß man uns einen Imbiß bringt. Welch' einen Schnaps ziehen Sie vor?“

„Ich trinke vor Tisch Nichts.“
„Erbarmen Sie sich! Wie ist das möglich? Uebrigens, wie Ihnen gefällig. Dem Gaste den Willen, dem Gaste die Ehre. Wir leben hier ganz einfach. Dies ist, ich wage es mich so auszubringen, kein abgelegener Winkel, sondern ein stilles Nest, wirklich, ein stilles Nest, ein ruhiges Plätzchen — das ist es! Aber warum setzen Sie sich denn nicht?“

Vladimir Sergeitsch setzte sich, ohne den Hut aus der Hand zu legen.

„Erlauben Sie, daß ich es Ihnen bequemer mache,“ sagte Zpatow, nahm ihm zart den Hut aus der Hand und trug ihn in einen Winkel; dann kam er zurück, blieb vor dem Gaste stehen, sah ihm mit verbindlichem Lächeln in die Augen und nicht wissend, was er ihm Angenehmes sagen sollte, fragte er treuherzig, ob er gern Dame spiele?

„Ich spiele alle Spiele schlecht,“ sagte Vladimir Sergeitsch. „Das ist sehr schön von Ihnen,“ erwiderte Zpatow, „aber das Damenspiel ist eigentlich kein Spiel, es ist ein Vergnügen, ein Zeitvertreib für müßige Stunden; nicht wahr, Ivan Iljitsch?“ Dieser warf einen gleichgiltigen Blick auf Zpatow, als wollte er sagen: weiß der Teufel, ob es ein Spiel oder eine Unterhaltung ist — indessen, nach einer kleinen Weile, brachte er hervor:

„Ja, das Damenspiel — das ist Nichts.“
„Da sagt man, das Schachspiel soll ganz etwas Anderes sein,“ fuhr Zpatow fort, „das soll ein äußerst schwieriges Spiel sein. Meiner Ansicht nach... Ah! da kommen die Meinigen!“ unterbrach er sich selbst und blickte auf die halbgeöffnete Glasthür, welche in den Garten führte.

Vladimir Sergeitsch erhob sich, drehte sich um und gewahrte zuerst zwei kleine Mädchen von etwa zehn Jahren, in rosa Kattunkleidchen und großen Hüten, die eilig die Stufen der Terrasse hinaufgelaufen kamen; bald nach ihnen erschien ein Mädchen von etwa zwanzig Jahren in einem dunklen Kleide; sie war hoch von Wuchs, voll und schlank. Sie traten alle drei ins Zimmer, und die kleinen Mädchen grüßten höflich.

„Hier,“ sagte der Wirth, „empfehle ich Ihnen meine Töchter. Diese heißt Katia und diese Nastia; und hier ist meine Schwägerin, Maria Pavlowna, von welcher ich Ihnen schon gesprochen habe; empfehle sie Ihrer Gewogenheit.“

Vladimir Sergeitsch verbeugte sich vor Maria Pavlowna; sie erwiderte seinen Gruß mit einem kaum merklichen Kopfnicken. Maria Pavlowna hielt ein großes aufgeschlagenes Messer in der Hand; ihre starken, braunen Haare waren etwas in Unordnung, ein kleines grünes Blättchen hatte sich in ihnen verwickelt, der Pöppel kam unter dem Kamm hervor; das bräunliche Gesicht glühte von frischer Farbe, und die rothen Lippen waren leicht geöffnet; das Kleid war verdrückt. Sie athmete schnell, die Augen leuchteten; man sah, daß sie im Garten gearbeitet hatte. Sie ging gleich zum Zimmer hinaus, und die kleinen Mädchen liefen ihr nach.

„Die Toilette muß etwas in Ordnung gebracht werden, ohne dies geht es nicht,“ bemerkte der Alte, zu Vladimir Sergeitsch gewandt.

Vladimir Sergeitsch antwortete ihm mit einem Lächeln und wurde nachdenkend. Er war betroffen von der Erscheinung Maria Pavlowna's. Er hatte lange nicht eine so vollkommene russische Steppenschönheit gesehen. Sie kehrte bald zurück, setzte sich auf das Sopha und blieb unbeweglich. Sie hatte ihre Haare geordnet, das Kleid aber nicht gewechselt und nicht einmal Manschetten angelegt. Ihre Gesichtszüge drückten nicht sowohl Stolz, als Strenge aus, sie waren beinahe rauh; ihre Stirn war breit und niedrig, die Nase kurz und gerade; ein leiser, träger Spott kränzelte zuweilen ihre Lippen, und sie zog die Brauen verächtlich zusammen. Ihre großen, dunklen Augen waren fast immer gesenkt. Ich weiß, schien ihr unfreundliches junges Gesicht zu sagen, daß Ihr Alle auf mich seht; nun, so beschaut mich denn, Ihr langweiligen Menschen! Wenn sie ihre Augen erhob, so hatten sie etwas Schönes, Stumpfes, Wildes und erinnerten an den Blick einer Hirschkuh. Ein classischer Poet hätte sie mit Ceres oder Juno verglichen.

„Was habt Ihr im Garten gemacht?“ fragte Zpatow, der sie ins Gespräch zu ziehen wünschte.

„Wir haben dürre Zweige abgeschnitten und Blumenbeete gegraben,“ antwortete sie mit einer tiefen, aber angenehmen, wohlklingenden Stimme.

„Nun, und seid Ihr müde geworden?“

„Die Kinder sind müde; ich nicht.“

„Ich weiß,“ sagte lächelnd Zpatow. „Aber waret Ihr denn auch bei der Großmutter?“

„Ja, sie schläft.“

„Sie lieben die Blumen?“ fragte Vladimir Sergeitsch.

„Ja, ich liebe sie.“

„Warum setzt Du keinen Hut auf, wenn Du hinausgehst?“ bemerkte ihr Schwager. „Sieh, wie Du heiß und sonnenverbrannt bist.“

Sie fuhr sich schweigend mit der Hand über das Gesicht. Ihre Hände waren nicht groß, aber etwas breit und ziemlich roth. Sie trug keine Handschuhe.

„Lieben Sie die Gartenarbeit?“ fragte Vladimir Sergeitsch weiter.

„Ja.“

Astachow fing nun an zu erzählen, welch' einen schönen Garten ein reicher Gutsbesitzer N. in seiner Nachbarschaft besitze. „Der erste Gärtner, ein Deutscher, erhält allein 2000 Silberrubel Gehalt,“ sagte er unter Anderem.

„Wie heißt der Gärtner?“ fragte auf einmal Ivan Iljitsch.

„Ich weiß es nicht mehr. Warum wollen Sie es wissen?“

„Nur so,“ antwortete Ivan Iljitsch, „um seinen Familiennamen zu kennen.“

Vladimir Sergeitsch fuhr in seiner Erzählung fort. Die kleinen Mädchen traten herein, setzten sich leise und hörten ganz still zu....

Ein Diener erschien in der Thüre und meldete die Ankunft von Jegor Kapitonitsch.

„Ah! Bitte ihn herein!“ rief Zpatow.

Es trat ein kleiner, dicker Alter herein; sein Gesicht war voll und doch auch wieder runzelig, wie ein gebratener Apfel. Er trug einen grauen ungarischen Rock mit schwarzen Schnüren und einem Stehkragen; seine weiten, kaffeebraunen Reitkniehosen endigten hoch über dem Weinknopf.

„Guten Tag, verehrungswürdiger Jegor Kapitonitsch,“ rief Zpatow, ihm entgegengehend, „wir haben Sie recht lange schon nicht gesehen.“

„Ach was!“ erwiderte er mit einer schnarrenden, weinerlichen Stimme, nachdem er alle Anwesenden begrüßt hatte, „Sie wissen ja, Michail Nikolaitch, ob ich ein freier Mensch bin.“

„Wie so? Sind Sie nicht frei, Jegor Kapitonitsch?“

„Wie denn, Michail Nikolaitch, meine Familie, Geschäfte, und vollends Matriona Markowna!“

Und er holte mit der Hand aus.

„Was ist denn mit Matriona Markowna?“

Zpatow winkte Vladimir Sergeitsch zu, als wollte er seine Aufmerksamkeit wecken.

„Sie wissen ja,“ erwiderte Jegor Kapitonitsch, Platz nehmend, „sie ist immer unzufrieden mit mir. Was ich auch sagen mag — es ist Alles nicht recht, nicht delicat, nicht schicklich. Und weshalb denn nicht schicklich? Das weiß Gott allein. Und die Fräulein, d. h. meine Töchter, machen es ebenso und folgen dem Beispiel der Mutter. Ich habe Nichts gegen Matriona Markowna, sie ist ja eine ganz vortreffliche Frau, aber gar zu streng in Bezug auf Manieren.“

„Worin sind denn aber Ihre Manieren schlecht, Jegor Kapitonitsch, erbarmen Sie sich.“

„Das frage ich mich selbst; allein, es ist offenbar sehr schwer, es ihr recht zu machen. Gestern z. B. sage ich bei Tische: Matriona Markowna (und Jegor Kapitonitsch gab seiner Stimme den einschmeichelndsten Ausdruck), Matriona Markowna, sage ich, was ist denn das mit dem Aldoschka, er schont die Pferde ja gar nicht, versteht nicht zu fahren; der schwarze Hengst ist ja ganz abgetrieben. Da hätten Sie Matriona Markowna hören sollen, wie die aufbraut und anfängt, mich zu beschämen! Ich verstehe mich in Damengesellschaft nicht geziemend auszudrücken, sagt sie; die Fräulein springen sogleich vom Tisch auf, und am folgenden Tage ist den Birinlew'schen Damen, den Nichten meiner Frau, schon Alles bekannt. Und worin hätte ich mich denn schlecht ausgedrückt, urtheilen Sie selbst?! Was ich auch sagen mag — ich bin zuweilen unvorsichtig; wem geschieht denn das nicht, zumal im eigenen Hause? — am folgenden Tage ist den Birinlew'schen Damen Alles bekannt. Ich weiß schon gar nicht mehr, wie ich mich zu benehmen habe. Zuweilen sitze ich da und denke in meiner Weise — es ist Ihnen wohl bekannt, daß ich schwer athme — und Matriona Markowna fängt wieder an, mich zu beschämen: Schnarche nicht! sagt sie, wer schnarcht denn heutzutage? — Erbarme Dich, Matriona Markowna, sag' ich, was schiltst Du mich? Du sollstest mich bedauern, statt zu schelten... Jetzt denke ich zu Hause gar nicht mehr. Ich sitze mit niedergeschlagenen Augen da. Bei Gott! Vor einigen Tagen waren wir eben im Begriff, uns zur Ruhe zu begeben, da sage ich: Matriona Markowna, Mitternachts, sage mir, warum verwöhnst Du doch Deinen kleinen Kofack so sehr; er ist ja solch' ein Ferkel! Wenn er doch wenigstens des Sonntags sich das Gesicht waschen wollte! — Ich denke, hier habe ich mich doch zart genug ausgedrückt, was glauben Sie? Doch auch hier hatte ich es nicht getroffen, und Matriona Markowna fing wieder an, mich zu beschämen! Du verstehst Dich in Damengesellschaft nicht zu halten, sagt sie — und am folgenden Tage ist den Birinlew'schen Damen Alles bekannt! Wie könnte ich unter diesen Umständen noch daran denken, Besuche zu machen, Michail Nikolaitch?“

„Was Sie mir da sagen, verwundert mich sehr,“ sprach Zpatow, „ich habe das von Matriona Markowna nicht erwartet; es scheint sie...“

„Ist ein ganz vortreffliche Frau,“ unterbrach ihn Jegor Kapitonitsch, „sie ist, man kann es wohl behaupten, eine musterhafte Gattin und Mutter; bloß in Bezug auf Manieren ist sie zu streng. Sie sagt, in Allem müsse ein ensemble sein, und dieses hätte ich nicht. Sie wissen, ich spreche nicht französisch und verstehe es nur wenig. Was ist denn das für ein ensemble, das ich nicht habe?“

Zpatow, der selbst nicht sehr stark im Französischen war, zuckte nur mit den Achseln.

„Wie geht es Ihren Kindern? den Söhnen?“ fragte er Jegor Kapitonitsch nach einer kleinen Weile.

Dieser blickte ihn von der Seite an.

„Denen geht es gut. Ich bin mit ihnen zufrieden. Die Fräulein sind meiner Hand entwachsen, aber mit den Söhnen bin ich zufrieden. Leo ist ordentlich im Dienste, seine Vorgesetzten loben ihn. Leo, das ist mein gewandter Junge. Michelz — nun, mit dem ist es nicht ganz recht; er ist Philantrop geworden.“

„Wie, Philantrop?“

„Gott weiß es; er spricht mit Niemand, ist so scheu, und Matriona Markowna verwirrt ihn noch mehr. Warum nimmst Du Dir ein Beispiel an Deinem Vater? Du sollst ihn achten, allein in den Manieren die Mutter nachahmen. Wenn es sich ausgleicht, wird es auch mit ihm gut gehen.“

Vladimir Sergeitsch bat, Zpatow möge ihn mit Jegor Kapitonitsch bekannt machen. Es entspann sich ein Gespräch zwischen ihnen. Maria Pavlowna nahm keinen Antheil an demselben; Ivan Iljitsch setzte sich zu ihr, aber auch der sagte ihr nicht zwei Worte; die kleinen Mädchen traten heran und fingen an, ihm flüsternd Etwas zu erzählen... Die Haushälterin, eine dürre Alte in einem dunkeln Kopfstuch, meldete, das Essen sei bereit. Alle begaben sich in das Speisezimmer.

Man blieb ziemlich lange bei Tische sitzen. Zpatow hielt einen guten Koch und verschrieb sich gute Weine, wenigleich sie nicht aus Moskau, sondern aus der Gouvernementsstadt waren. Zpatow führte, wie man zu sagen pflegt, ein behagliches Leben. Man rechnete ihm nicht mehr, als 300 Seelen nach, er schuldete indessen Niemand Etwas und hatte seine Bestimmung in Ordnung gebracht. Bei Tische sprach der Wirth am meisten. Jegor Kapitonitsch redete ihm Alles nach, vergaß jedoch dabei sich nicht und that Speise und Trank weidlich Ehre an. Maria Pavlowna war sehr schweigsam und antwortete nur zuweilen mit einem halben Lächeln den hastigen Reden der beiden ihr zur Seite sitzenden kleinen Mädchen; sie wurde offenbar sehr von ihnen geliebt.

Vladimir Sergeitsch suchte nochmals ein Gespräch mit ihr anzuknüpfen, seine Versuche wurden jedoch nicht durch besonderen Erfolg gekrönt. Die Taschenseele Bodrakow war selbst beim

Essen weß und langsam. Nach Tische trat man auf die Terrasse hinaus, um dort den Kaffee einzunehmen. Das Wetter war heiter; aus dem Garten wehte der Duft der gerade in voller Blüthe stehenden Linden herüber; die sommerliche, durch den Schatten der Bäume und die Feuchtigkeith des nahen Teiches erfrischte Athmete eine weiche Wärme. Plötzlich wurde unter den Passagen des Damms Pferdegestampf hörbar, und einige Minuten darauf ließ sich eine Reiterin in langem Amazonenkleide und rundem grauem Hut auf einem braunen Pferde sehen; sie ritt im Galopp ein kleiner Kofack sprengte auf einem weißen Klepper hinter ihr her.

„Ach!“ rief Zpatow, „da kommt Nadeschda Alexejewna geritten — eine angenehme Ueberraschung.“

„Allein?“ fragte Maria Pavlowna, die bis dahin unbeweglich an der Thüre gestanden hatte.

„Allein. Peter Alexejewitsch hat wohl eine Abhaltung.“

Maria Pavlowna sah unter der Stirne auf, erröthete und wandte sich ab.

Unterdessen war die Reiterin durch das Pfortchen in den Garten geritten, zur Terrasse herangesprengt und leicht zur Erde gesprungen, ohne ihren Kofack oder Zpatow abzuwarten, ihr entgegen ging. Hastig den Rock ihres Amazonenkleides abnehmend, lief sie die Stufen hinauf, sprang auf die Terrasse und rief heiter: „Hier bin ich!“

(Fortsetzung folgt.)

Blumenverkäuferinnen in Sevilla.

Von Gustav Rasch.

Tummeln sich auf goldnem Sande
Tausend Köhlein, mild und fromm!
Lenz und Blumen sind im Lande —
Komm — ja, nach Mayrenna komm! ...
Und ... hoch lebe meine Donne
Mit dem Füßchen, klein und fein;
Meine Herrin, meine Sonne,
Mein Gebet und Heil'genkrein.
O, ihr Aug' ist gitt'ge Wonne,
Und ihr Blick mein Licht allein! ...
Herdenweis hinab ins Thal
Zieh'n die wilden Stiere brüllend,
Schlucht und Kluff zum letzten Mal
Mit gewalt'gem Ton erküllend.
Und hoch lebe meine Donne
Mit dem Füßchen, klein und fein;
Meine Herrin, meine Sonne,
Mein Gebet und Heil'genkrein.*)

Ist das nicht ein wundervolles Lied? Es ist echt andalusisch, voll Glanz und Blumenduft, heiter und sonnig, wie das Gesicht eines andalusischen Mädchens. Ich hörte es zum ersten Mal von einer Blumenverkäuferin in Sevilla, welche in einem Blumenstand auf der plaza del triunfo an der uralten, zimmerngeschmückten Mauer aufgeschlagen hatte, die das prächtige Gipsenloß umgibt, welches Abderrahman der Dritte erbaut und später König Pedro der Graufame und die schöne, unglückliche Maria Padilla bewohnten. Mayrenna ist ein Gebirgsdorf auf grünem Hügel zwischen den schönsten Olivenhainen in Andalusien, wo alle Jahre im Monat Mai drei volle Tage hindurch eine berühmte Messe gefeiert wird. Dann habe ich mir ein Lied häufig vorsingen lassen, weil es eine so echt andalusische Färbung hat, auf der Alameda in Granada, zu Cordoba, Drangenhofe der berühmten Moschee, welche an Pracht und Größe alle Moscheen des Morgenlandes übertrifft, und Triana, in der berühmten Vorstadt der Königin aller andalusischen Städte, welche am anderen Ufer des Guadalquivir von Sevilla durch den Strom getrennt, einem Quartier Zigeuner und der Banditen, der vagabondirenden Mönche, Schmuggler und der Bettler, der Taschendiebe und der sprunghaften Zuchtthäuser, welche die „senores alcazar“ wenn sie erwischen, nach der „casa del Tia“, dem Gefängnis führen, dem Wohnsitz all des romantischen Gesindel's, was das ehemalige Königreich Sevilla von Granada bis Cadix sicher macht, Nachts, wenn sie Cachuca tanzen, sich Geschichten erzählen und Manzanilla trinken. Wegen der heißt Sevilla „die Stadt der Zigeuner“.

Aber kehren wir aus Triana zur „plaza del triunfo“ zurück. Sevilla ist die Königin aller spanischen Städte. „Vid maravilla, quien no vid a Sevilla“ sagt ein andalusisches Sprichwort. „Wer Sevilla nicht sieht, hat niemals Gesehen,“ lautet die Uebersetzung. Nirgend wird die Gasse so grazios getanzt, wie in Sevilla; nirgend die Fächer so grazios gesprochen, wie auf der Alameda von Sevilla. Guadalquivir zwischen dem goldenen Thurm und dem Palast von San Telmo. Auch Sevilla ist eine Stadt von zweitausend Jahren, wie Cordoba, die zweite Hauptstadt Andalusien's. „torre del oro“ — der goldene Thurm — repräsentirt zwei anderen neben ihm aufragenden Thürmen die Banden aus der Römerzeit. Auf dem einen Thurm steht eine Statue des Hercules; auf dem anderen erhebt sich eine Statue des Kaiser's. Auf der „plaza del triunfo“ gruppieren sich die Katholiken Sevilla's aus der maurischen und katholischen Zeit dicht nebeneinander. Der Blick umfaßt das prächtigste Gipsloß in Spanien, den Alcazar, den prächtigsten und wichtigsten Dom, die interessanteste und bedeutendste Bibliothek der Welt hat auf mich eine so imposante Wirkung ausgeübt, wie die Kathedrale Sevilla's. Ich habe ihre majestätischen Räume Tage lang täglich von neuem besucht, und täglich steigerte im Anschauen die Wirkung. Es ist ein „Tempel für die Welt erbaut“. Die Notre-Dame von Paris kann im Innern der gewaltigen Domes „mit aufgerichtetem Haupte späteren Jahrhunderten die Theophile Gautier sagt. Der Glockenthurm der Kathedrale auf der plaza del triunfo, die berühmte Giralda stammt noch aus der arabischen Zeit. Er ist ein vollendetes Bauwerk der schönsten arabischen Architektur von hundert Fuß Höhe, ein Denkmal des Sieges, den Almanzor

*) Diese deutsche Uebersetzung des andalusischen Liedes findet sich in der Ausgabe des Werkes: Spanien und die Spanier von Emanuel von Cuenbass. Leipzig 1857. G. Neumann's.

Alfonso von Castilien erfocht. Sein genialer Schöpfer ist der berühmte maurische Architekt Algeber.
 Aber Sevilla, die Königin aller spanischen Städte, hat noch andere Vorzüge, als sein prächtiges Chalifenschloß, bei dessen Bau die Araber Gold, Edelsteine, Marmor und Stuck in wahrhaft orientalischer Weise verschwendet haben, als den Wunderbau der

„Alameda de los Delicias“ im Frühling Nachmittags, im Sommer Abends zur Zeit der allgemeinen Promenade, wird selbst den feinsten Kenner von Frauenschönheit zufrieden stellen. In der Andalusierin rollt noch das maurische Blut; sie ist eine Maurin in moderner Tracht und mit spanischer Grazie, das Wissenkind und die spanische „Sennorita“; wie in der andalusischen Land-

Tänze; „cachuca“ ist eine Melodie; „cachuca“ ist aber auch ein Begriff, ein Wort von unerschöpflicher Bedeutung, der Inbegriff aller Leidenschaften, Wünsche und Empfindungen, welche die Andalusierin erregen. „Ay cachuca mia“ sagt der Spanier zu dem andalusischen Mädchen, das er liebt. Und wie in Rom, so findet man auch in Sevilla den unnennbaren Inbegriff aller dieser



Blumenverkäuferinnen in Sevilla.

Alameda, als den „Christlichen Tempel für Riesen erbaut“, als seine mit tropischen Gewächsen und Blumen geschmückten, von Säulengängen umgebenen Höfe, welche den spanischen Charakter mit dem maurischen Wesen vereinigen und wie bei den Mauren noch heute Wohnzimmer, Empfangszimmer und Aufenthalt der Familie bilden — Sevilla hat auch den Ruhm, die Stadt der schönsten Frauen in Spanien zu sein. Ein Spaziergang auf der

schaft, wo der Sandbeerbaum mit weißen Blüten neben der afrikanischen Palme, und die Ananas aus den Antillen neben dem amerikanischen Cacaobaum steht, wo der Duft der Magnolia sich mit dem Hauch der indischen Nelke, der Rosenbäume und der Orangen mischt, so vereinigen sich in ihrer Gestalt und in ihrer Seele die Schönheit und Leidenschaft Spaniens und des Orients. „Cachuca“ ist ein Tanz, der ausdrucksvollste aller andalusischen

andalusischen Schönheit, den der Andalusier in dem Worte „cachuca“ zusammenfaßt, am häufigsten unter den Mädchen aus dem Volke. Man gehe nach Mairena zur Zeit der Messe, wenn ganz Andalusien auf Besuch in Mairena ist, oder auch Abends in Sevilla auf die Promenade de los Delicias oder auf die plaza del triunfo zur Zeit, wenn ganz Sevilla von der Promenade zurückkehrt, und man kann den unnennbaren Begriff von weib-

licher Schönheit, den der Andalusier in dem Worte „cachuca“ zusammenfaßt, auf den vom Abendsonnenglanz beleuchteten Gesichtern dieser Mädchen aus dem Volke sehen. Da haben Blumenmädchen ihren Blumenstand an der Mauer eines Palastes, der noch aus dem sechszehnten Jahrhundert stammt, wo Sevilla noch die „höchste katholische Stadt Spaniens“ hieß, und hart neben dem maurischen Chalifenpalast steht, aufgeschlagen. Der ganze Blumenstand besteht aus Nichts, als aus einem hölzernen Tische und aus einem buntpfarbigen Teppich, der darübergespannt ist, um die schönen Verkäuferinnen gegen die Sonnenstrahlen zu schützen. Der Tisch ist mit der ganzen spanischen Flora zur Frühlingszeit bedeckt. Ein Mädchen, ein Kind an der Hand, trägt einen Korb voll frischer Rosen, Nelken und Granatblüthen herbei. Ein Knabe, die rothe andalusische Mütze auf dem schwarzgelockten Köpfe, mit nackter Brust, mit nackten Armen und Beinen, ruht neben dem Verkaufstisch in dem Schatten, den der buntpfarbige Teppich über den Blumentisch ausbreitet, am Boden. Die Kinder scheinen beide aus einer Murillo'schen Leinwand gesprungen zu sein. Und damit auch eine charakteristische Eigenthümlichkeit der plaza del triunfo nicht fehle: im Schatten der Palastmauer an der anderen Seite host eine Bettlerin um ihr „Una limosna por el amor de Dios“ — ein Almosen um Gotteswillen — mit ausgestreckter Hand jedem Vorübergehenden zuzurufen. Wo gäbe es in Sevilla eine Strafe oder einen Platz ohne Bettlerinnen, ohne santurronas, wie der Spanier sagt! Und von welcher charakteristischer Schönheit sind die Köpfe des Mädchens, welches hinter dem Blumentisch steht und im eifrigen Gespräch mit einer Freundin zu sein scheint, die den Arm auf den Tisch stützt, und der jungen Frau mit dem Kinde auf dem Arm, von der wir nur die Hüfte erblicken. Solche Köpfe, solche brennenden Augen, dies ebenholzschwarze Haar, diese kleinen zierlichen Hände, diese schmalen, kleinen Füße, diese schlanken und doch so üppigen und vollen Gestalten, diese graziosen Bewegungen sieht man nur in Andalusien. „Sieh die armen Leute nicht mit solchen Augen an, die schöner sind, als die Sterne des Himmels und dunkler, als meine Betrübniß“, hörte ich einen Spanier im Vorübergehen zu einem dieser Mädchen aus dem Volke mit den brennenden Augen sagen. „O, ihr Aug' ist gift'ge Wonne, und ihr Blick mein Licht allein“, singt deshalb das Lied, welches nach Mayrenna zur Messe einladet. [2636]

Wie man die Hand sich drückt.

Die meisten Menschen sind der Ansicht, der Charakter eines Menschen offenbare sich in den Gesichtszügen, die Phrenologen wollen den Charakter aus den Höhen und Thälern des Hirnschädels erkennen, Einige geben vor, in unserer Handschrift einen Schlüssel zu unserem Wesen zu besitzen, Anderen endlich ist der Händedruck nicht allein das Erkennungszeichen des Freimaurers, sondern des ganzen Menschen.

Wenn wir nun auch den letzteren nicht völlig beistimmen, so müssen wir doch zugeben, daß der Handgruß eine physiognomische Seite hat. Wer diese studirt, wird unschwer erkennen, ob die Person, welche uns die Hand darreicht, oder welcher wir die Hand geben, warmherzig oder kühl, phlegmatisch oder choleric, aufrichtig oder heuchlerisch sei, ob es sie wirklich freue, mit uns einen Gruß zu tauschen, oder ob die Freude Maske sei.

Wie mag überhaupt die Sitte des Handgrüßes entstanden sein? Die Antwort hierauf ist nicht schwierig. In den Zeiten der Uncultur und Barbarei, da jeder Wilde oder Halbwilde sein eigener Gesetzgeber, Richter, Soldat und Polizeimann war und in Ermangelung jedes anderen Schutzes für die Sicherheit seiner Person selber einzustehen hatte, reichten zwei Freunde oder Bekannte, oder zwei Fremde, die sich gegenseitig Freund und Bekannter werden wollten, wenn sie zufällig sich begegneten, einander die Rechte dar, die Hand nämlich, welche das Schwert, den Dolch, die Keule, den Tomahawk oder was für eine Waffe sonst zu handhaben pflegt. Man zeigte damit, die Hand sei leer, und kein Angriff, kein Verrath werde beabsichtigt. Denn wer wird dem Anderen die Rechte darreichen und schütteln und mit der Linken ihn menschlerisch anfallen, es müßte denn ein abgefeimter Schurke und Verräther sein! Heutzutage ist unter allen civilisirten Völkern der Handgruß das stumme Zugeständniß freundschaftlicher und wohlwollender Gesinnung, gerade wie der Ruf das Symbol einer wärmeren Empfindung.

Damen — wie wohl Jeder schon bemerkte — schütteln die Hand selten oder nie mit der Cordialität wie Herren, wenn es nicht einer Person ihres eigenen Geschlechts gilt. Der Grund ist einleuchtend: sie sollen Huldigungen empfangen, nicht erweisen, sie dürfen nicht Personen des anderen Geschlechts mit einer Herzlichkeit begrüßen, welche mißverstanden werden könnte, es sei denn, daß diese Personen in naher verwandtschaftlicher Beziehung zu ihnen stehen.

Jedermann schüttelt und drückt die Hand entsprechend seiner Natur, wie sie eben ist, feil oder schüchtern, stolz oder bescheiden, zart oder ungeschlacht, einfach oder geziert, aufrichtig oder heuchlerisch, jauguinisch oder phlegmatisch. Bis ins Detail freilich kann der Charakter am Handgrüße nicht studirt werden, aber in den Hauptzügen wird die Individualität dem Philosophen des Handgrüßes offenbar.

Manche Leute sind — wie sollen wir nur sagen — zu kräftig angelegt, um höflich sein zu können. Sie pressen die dargereichte Hand in einen Schraubstock, der uns die Finger zu zermalmen droht. Dabei lächelt uns solch ein freundlicher Niese ganz wohlwollend an, während wir vor Schmerz die Zähne zusammenbeißen, und uns die Augen übergehen. Gewöhnlich sind diese Reutöbder die gutmüthigsten Patrone und würden mit der Volkraft, welche sie im Händedruck verschwenden, gewiß auch zu unserer Rettung aus Gefahr einspringen. Aber wenn man sieht, daß solch ein anscheinend Wiederber den Bekannten von gestern ganz ebenso tractirt wie Einen, den er seit dreißig Jahren kennt, kann man kaum des Verdachtes sich erwehren, daß seine ungeschlachte Draulichkeit mehr Gewohnheit, als Herzenssache sei.

Zimmerlin sind diejenigen schlimmer, welche uns die Hand reichen, aber sofort zurückziehen, als würde sie durch die Berührung mit uns verunglimpft. Kühle Höflichkeit ist oft unhöflicher, als Unhöflichkeit.

Zuweilen ist Schüchternheit, nicht Stolz die Ursache. Aber wenn ein furchtbarer Mensch sich nicht getraut, seine Hand Jemand zum Drucke zu überlassen, so ist das sein Fehler, nicht eine Schuld des Anderen, der sich ihm freundlich bezeigen wollte.

Die Schlimmsten und geradezu Unerträglich sind die, welche statt der ganzen Hand nur einen Finger bieten, als wollten sie sagen, entweder: Ich halte zu viel von mir, oder: Ich halte zu wenig von dir.

Die linke Hand zum Freundesgrüße darzureichen, ist ein Act der Unhöflichkeit — hier und da freilich absichtlich begangen von Borgelegten gegen Untergebene, von Vornehmen gegen Niedrigere — aber immer eine Handlungsweise, die sich kein Gentleman zu Schanden kommen läßt. Ob man die rechte oder linke Wange einer Person küsse, bleibt sich wohl gleich, anders dagegen ist's mit der Hand — hier ist die Rechte von allem Anfang an diejenige Hand gewesen, welche man damit betraute, den Gruß zu geben und zu nehmen. Vielleicht hängt das mit der wohl unverbildeten Zurücksetzung, welche die Linke immer und allenthalben erfährt, zusammen. Man denke ferner an den Begriff, den wir mit dem Worte „linkisch“ verbinden, und an die symbolische Bedeutung, welche im Lateinischen, Englischen und Französischen dasselbe Wort links — sinister — hat.

Einem Anderen die Hand zu drücken, ohne den Handschuh abzuziehen, ist gleichfalls unhöflich, freilich meist nur aus Unbedacht und Eile. Es liegt aber in jener Vorstellung noch ein Ueberrest des einst gehegten Argwohns, in dem Handschuh könne irgendwelche Waffe verborgen sein. So verlangte die wahre Höflichkeit und Freundschaft, daß man als Zeichen seiner redlichen Absicht die Hand entblöße.

Die Zurückweisung eines Händedrucks, wenn ein solcher in freundschaftlicher Weise uns angeboten worden, steigert sich zu offener Kriegserklärung, zum Beweis feindseliger Gesinnung. Und im Gegensatz hiervon ist nach einem Streit oder einer offenbar feindseligen Handlung die Annahme der dargereichten Hand das Symbol und sozusagen die Ratification des Friedensschlusses.

Der Händedruck als Gruß ist übrigens bei den Engländern weit mehr gebräuchlich, als bei uns, bei den Amerikanern aber noch mehr, als bei den Engländern. Man braucht nur ein paar Tage in der Neuen Welt zu sein, um dessen inne zu werden. Der Fremde von nur einiger Bedeutung muß seine Hand oft vierzig, fünfzig Leuten hintereinander darreichen, und auch nur Einen aus der Zahl übergehen zu wollen, würde die größte Geringschätzung gegen denselben sein. Ja, selbst die Kellner in den großen Hotels erwarten von dem Reisenden, der ein zweites Mal da einkehrt, daß er ihnen wie alten Bekannten die Hand gebe.

Eine der größten Plagen, mit denen die Würde des Präsidenten der Vereinigten Staaten Nordamerika's heimgesucht und gefraßt ist, besteht in der Anzahl von Händedrücken, die er Tag für Tag sich gefallen lassen muß. Der gute Lincoln war in dieser Hinsicht ganz und gar „frommer Dulder“, dann und wann aber konnte er doch nicht umhin, an besonders aufdringlichen Personen sich dadurch zu rächen, daß er ihre Hände in seiner nervigen Faust so stark zusammenpreßte, daß sie die Spuren davon noch nach Stunden zeigen konnten. Das Neujahrstreffen dem amerikanischen Präsidenten am Neujahrstag zugemuthet, und daß er sich an diesem Tage nicht den Arm verrenkt, oder daß letzterer nicht wenigstens für die nächsten Wochen gelähmt bleibt, ist ein Wunder. Denn wenn nicht Allem muß er da die Hand reichen? Mindestens 5—6000 Personen, den europäischen Gesandten und diplomatischen Agenten, den Senatoren und Deputirten, Kaufleuten, Bankiers, Advocaten, Zeitungs-Redactoren und Berichterstattern, Land- und Seeoffizieren u. s. w. u. s. w. bis hinab zu den gemeinen Soldaten und Matrosen, ja noch tiefer, bis hinab zu den Tagelöhnern und Straßenherrn, die Alle in sein Empfangszimmer treten dürfen, ohne jede Formlichkeit und in jeglicher Tracht, sei es auch mit Wasserstiefeln und Ledersturz, mit rußigem Gesicht und ungewaschener Hand.

Im Ernst — was wäre gegen die Sitte des Händedrucks wohl einzuwenden? Man kann es nur angenehm finden, die Hand eines Ehrenmannes, einer braven Frau berühren zu dürfen, weil sie uns als Gesinnungsgenossen und sittlich Ebenbürtige erachten. Ja, es will schon Etwas heißen, die Tage eines treuen klugen Hundes ergreifen zu können, mag er dieselbe nun freiwillig oder auf Commando geben. Denn geschiedter, als ja manche Leute, wird ein Hund sich wohl hüten, die Pfote Jemand zu geben, in dessen Augen und Gesichtszügen er, Dank seinem Instinct, Verrath und Bosheit wittert. [2631]

Im bequemsten Waggon.

In dem Aufsatz des Bazar „Eine deutsche Dame auf der Pacificbahn“ ist der Salonwagen Pullman's bereits rühmende Erwähnung geschehen. Wir lassen hier nach einem englischen Journal eine genauere Beschreibung dieser trefflichen Einrichtung folgen, und unsere Leser werden gestehen, daß wir in Europa Nichts besitzen, was „Pullman's Salonwagen“ auf der Union- und Central-Pacific-Eisenbahn zwischen Omaha und San Francisco an Comfort und Annehmlichkeit gleichthut. Das ist kein Reisen mehr, sondern ein Aufenthalt in behaglichem Dasein. Die Strapazen, die Langeweile, die Gefahren der Reise haben aufgehört — man fühlt sich wie zu Hause und entbehrt weder Küche noch Wohngemach. Die Hôtels und Pensionen in den amerikanischen Wobadern Saratoga und Newport können in keiner Hinsicht einen angenehmeren Aufenthalt bieten, im Gegentheil, ihre Genüsse sind kostspieliger und monotoner. Im Pullman'schen Salonwagen ist für Essen, Trinken, Schlafen, Unterhaltung u. s. w. noch besser gesorgt, die Kosten sind geringer, als in den Hôtels der großen Städte und vornehmen Sommerfrischen, und dazu noch der stündliche Wechsel der Scenerie: Hügel und Thal, Fluß und See, Ebene und Gebirge, die überreiche Vegetation der Tropen und die Schneeregion der Sierra Nevada!

Besteigen wir den Pullman-Hötel-Express-Train, der uns auf der Fahrt an die Gestade des stillen Oceans als „Daheim“ dienen soll. Dieser Train ist in folgender Ordnung arrangirt. Zuerst, nach der Maschine, kommt der Gepäckwagen, außerordentlich schön und praktisch gebaut und eingerichtet. Es folgt der Wagen für Raucher, in dem eine Abtheilung die Speisekammer enthält. In letzterer liegen die Vorräthe für die ganze Reise, wie in einem Hotel erster Classe, in Eisschränken und Kesselveften aufgeschichtet. Der Rauchsalon ist mit dem üblichen Meublement eines derartigen Gemaches versehen, mit Sesseln, Schlafstühlen, Tischen u. s. w. Der Gepäckwagen sowohl, als der Wagen für Raucher ist je fünfzig Fuß lang und zehn Fuß breit — diese

Breite haben übrigens alle Wagen. Der folgende Wagen ist sechsundfünfzig Fuß lang, und ein Drittel seines Raums nimmt die Küche in Anspruch, an sie stößt ein Speisesaal, wie man ihn was Meublement, Bedienung, Geschirr u. s. w. anlangt, nicht besser versehen, nicht eleganter und komfortabler in der eigentlichen Häuslichkeit sich denken kann. Hier magst Du nach Belieben an dem Mahle erfreuen, während das Dampfroß Dich im Ziel an das Ziel Deiner Reise trägt.

Man nimmt in diesem Speisesalon Platz und zieht die nächste Klingel. Sogleich erscheint der bedienende Neger, in besserer weißer Jacke, mit dem Zeichen der Pullman'schen Firma und präsentirt die Speisekarte. Während der Reisende sie studirt, breitet der Neger das schneeweiße Linnen über den Tisch, drückt auf eine Feder im Rahmen des nächsten Spiegels, wie sie zwischen je zwei Fenstern sich befinden, und ein Schrein öffnet sich mit silbernem Service für vier Personen. Ist der Tisch gedeckt und hat der Reisende bestellt, so dauert es nur ein Weilehen, und das saftige Beef- oder Antilopensteak, die köstlichen Gebäckereellen oder gebratenen Hühner frisch vom Herd vor ihm Wein, Thee, Kaffee oder frische Milch kann er nach Belieben haben.

An vierter Stelle im Zuge kommt einer von den Wohn- und Schlafwagen; Sopha's und Lehnstühle stehen rings an den Wänden; Doppelfenster wehren der Kälte ebenso wie der Hitze vor dem Staub; eine vortreffliche Ventilation sorgt, ohne den mindesten Zug, fortwährend für frische Luft. Zur Nacht wandeln Sopha's und Lehnstühle sich in Bettstellen; eine Koffhaarmatratze senkt sich von der Decke nieder, frisch gewaschene Betttücher, Decken und Kissen quellen aus Tischen und Wänden hervor, um magische Federn und Drücker schaffen Bettstümmel und Vorhänge herbei — das Schlafgemach ist fertig, ehe man sich's versieht und könnte zu Hause nicht sauberer und behaglicher sein.

Dann rollt im Zuge der elegante eigentliche Salonwagen das allgemeine Rendezvous der Passagiere, wo sie namentlich die Abends sozu sagen eine Familie bilden, in zwangloser Unterhaltung. Im Mittelpunkt des Waggons steht eine Phosphorlampe, die fleißig, Manchem vielleicht zu fleißig benutzt wird. In dieser prächtigen Umgebung, bei gedämpftem, sanftem Licht und heiterem Geplauder uns schnell bekannt Gewordener fliegen Stunden genussreich dahin. Dem Salonwagen folgen noch zwei Wohn- und Schlafwagen ähnlich dem geschilderten, und damit ist der Train vollständig.

Den ganzen Wagenzug kann man von Anfang bis Ende durchschreiten. Ihn in einem Moment zum Stehen zu bringen sind die neuesten und besten Vorrichtungen zum Bremsen angebracht. Dabei sind all die Räder, Federn und Puffer so vorzüglich konstruirt, daß beim Fahren, Sprechen, Schreiben anscheinend nicht die geringste Bewegung sich fühlbar macht, und kein Geräusch uns stört.

Beleuchtet sind die Wagen durch Lampen in der Decke und an den Wänden, wo sie am Tage durch Spiegel verborgen sind. Abends schiebt sich Jeder den Spiegel zurück und macht sich Licht wieviel und wie lang er es eben wünscht und bedarf. Erwärmt werden die Wagen durch heißes Wasser, das fortwährend durch die unter jedem Sitz befindlichen Röhren strömt. Diese sogenannten „Bakers patent heaters“ verbreiten eine durchaus gleichmäßige angenehme Temperatur in allen Waggons.

Noch eine besonders bemerkenswerthe Eigenschaft der Pullman'schen Eisenbahn-Waggons ist die große Solidität ihrer Bauart. Bedeutendere Unfälle sind mit und auf ihnen noch nicht vorgekommen. Mr. Pullman's Ideal war es, die Reise vom atlantischen Ocean zum stillen Meere zu einer so sicheren, strapazen- und gefahrlosen zu machen, daß auch Damen, ja selbst Kinder allein sie unternehmen könnten. Und sein Ideal hat sich verwirklicht.

Wie wurde nun dies alles hergestellt und bezahlt? Nach manchen Jahren der Arbeit und der Versuche gelang es Mr. Pullman im August 1867, eine Actiengesellschaft, genannt „The Pullman Palace Car Company“, ins Leben zu rufen, deren Präsident er ist, und die gegenwärtig mit einem Betriebscapital von 6 Millionen Dollars arbeitet. Der Sitz dieser Gesellschaft ist in Chicago; sie steht von hier aus mit allen von ihren Waggons befahrenen Linien — und deren sind jetzt 40 — in telegraphischer Verbindung, und auch die Conducteure aller dieser Linien rapportiren täglich telegraphisch an das Generalbureau. Jetzt werden jene Wagen in ungefähr sechs verschiedenen Fabriken gebaut, es ist aber im Werke, eine große Centralfabrik zu gründen. Gegenwärtig sind schon dreihundert solcher Wagen in Betrieb und ihre Zahl vergrößert sich fortwährend.

Der zwischen den betreffenden Eisenbahndirectionen und der „Pullman Palace Car Company“ abgeschlossene Contract lautet in seinen Hauptpunkten folgendermaßen: Die „Company“ stellt der Bahndirection die vollständig fertigen Wagen unentgeltlich zur Verfügung, behält aber das Eigenthumsrecht daran. Die Bahndirection hält die Wagen in gutem Stande und ist für die Sicherheit und Aufrechthaltung der Ordnung verantwortlich, ohne dafür von den Passagieren ein höheres Fahrgehalt zu fordern, dagegen sind die Schlafwagen ausschließlich das Interesse und unter Controle der Compagnie. Aus ihnen zieht letztere ihre Zinsen, und ihr Streben ist es daher, Willets an solche Passagiere zu verkaufen, welche die Schlafwagen benutzen.

Eine Reise um die Welt — vor dreißig Jahren noch ein kühnes und bewundertes Unternehmen — erfordert heutzutage keinen längeren Zeitaufwand, als drei Monate. Man fährt in 10 bis 14 Tagen nach New-York, sodann in „Pullman's Salonwagen“ via Chicago auf der Union- und Central-Pacificbahn in weniger, als 7 Tagen nach San Francisco. Die prächtigsten Ozeandampfer nehmen uns hier auf und bringen uns in 21 Tagen nach Yokohama und in weiteren 6 Tagen nach den chinesischen Häfen. Von Hong-kong nach Calcutta brauchen wir 14 Tage, und zwar sind verschiedene Dampferlinien, welche Singapur, Ceylon, Madras oder Häfen an der Küste von Birma berühren. Von Calcutta wieder per Achse auf der kürzlich vollendeten Eisenbahn mit den herrlichsten Waggons und allem denkbaren Comfort nach dem nördlichen Indien, an die Grenzen von Kadsimir und Afghanistan, ungefähr 150 englische Meilen oberhalb Delhi, wobei man fast durch alle große Städte des nördlichen Indiens, Benares, Allahabad u. s. w. kommt. Von Allahabad zweigt die Bahn ab, etwa 600 englische Meilen in südwestlicher Richtung sapsend, nach Bombay, wo die Ueberlandpost von und nach Egypten in 10 oder 10 Tagen per Schiff und Achse nach Kairo fährt. Von Egypten endlich in 3 bis 5 Tagen auf dem mittelländischen Meere und durch die Adria nach Triest. Macht 78 Tage rund um die Welt! [2631]

Die Geschichte eines Kashmirshawls.

Auf einer Reise im Himalayagebirge hatte ich in Meerut Galt gemacht, der anerkannt besten Station in den nordwestlichen Provinzen Indiens. Ich saß in einer jener echt nationalen Herbergen, die, vordem zahlreich, seit Entstehung der Eisenbahn immer seltener werden.

Ein niedriges Haus mit hohem Strohdach; an der Vorderseite an der Hinterfronte eine Veranda, sowie Maueröffnungen, die gleichzeitig als Thür und Fenster dienen und mit einer Art grüner Saloufen verwahrt sind.

Ringsum ein Zaun, innerhalb dessen noch die Küche und einige Gärten für das Gesinde liegen. Der Aufenthalt im Hause ist für den Fremden traurig genug, zwischen vier weißgetünchten Wänden, mit Leinwand und einer Decke von straffgezogener Leinwand, die von jedem Windhauch entführt zu werden droht. Ein rohgeformter tannener Tisch, drei Stühle und die langgestreckte ortskundliche Bettstelle, „Charpoy“ genannt, bilden das Meublement des Gemachs, abgesehen von einem kleinen Bücherständer in der Ecke, wo fromme Vereine ihre Tractate niederzulegen pflegen.

Also ich saß in meinem „Dak Bungalow“, wie solch eine Herberge heißt, hatte mein (in jenen Gegenden natürlich sehr primitives) Bad genommen und erwartete auf der Veranda eben das unvermeidliche Frühstück von Hühnerfleisch, Eiern und Thee, als das Geräusch von Pferdehufen an mein Ohr schlug, und ich bald darauf einen Fremden in den Hof reiten sah, der mich grüßte. Offenbar ein Engländer, von vornehmer Erscheinung und untadelhaft gekleidet.

„Freie ich nicht,“ redete er mich an, „so spreche ich mit Herrn So und So?“

Ich nickte bejahend.

Vor einer Stunde war ich schon einmal hier, um in Bezug auf einen unweit verübten Mord mehrere Inquisitionen anzustellen — ich sah auf Ihrem Gepäck Ihren Namen, wollte Sie aber so früh nicht stören. Nun hoffe ich, Sie haben noch nicht gefrühstückt. Mein Name ist Welwyn.“

Ich kannte den Namen sehr wohl — es war der eines hohen Beamten des Departements. Das Resultat unserer kurzen Unterredung war, daß ich dem Khanamah (dem Wirthe) sein Frühstück schenkte und mich selber nebst meinem Gepäck in das Haus meines neuen Freundes beförderte.

Ein ziemlich großes Gebäude, wenn auch nur mit Erdgeschos und dem üblichen Strohdach, in einem schönen Garten gelegen. Im luxuriös ausgestatteten, blumengeschmückten Drawing-room empfing uns die reizende Dame des Hauses.

Der Gemahl stellte mich geziemend vor und ging dann weg, um Toilette für das Frühstück zu machen. Als er zurückkam, waren wir schon einander traut wie alte Bekannte. Sie hatte mir verschiedene von ihren Familienverhältnissen erzählt und mir Einsicht in ihre Geschmacks- und Gedankenrichtung gegeben; ich hinwieder hatte von mir das Notwendige mitgeteilt und unter Anderem auch erwähnt, daß ich mich auf der Rückreise nach Europa, zunächst nach London befinde.

Dies brachte Madame Welwyn auf eine Idee. Während des Frühstücks nämlich sagte sie:

„Charles, da Herr — nach England geht, könnte er den bewußten Shawl für meine Schwester Sophie mitnehmen, den wir ihr verschrieben haben.“

Man sieht, die gebieterische kleine Dame hielt es gar nicht für notwendig, meine Dienste sich erst zu erbitten.

„Erst muß der bewußte Shawl aber gekauft werden,“ meinte der Gatte.

„D, das soll bald geschehen sein! Gestern noch habe ich auf dem Bazar einen Verkäufer von echten Kashmirshawls getroffen.“

„Gut, wir wollen ihn rufen lassen und sehen, ob seine Waare preiswürdig.“ Und Mr. Welwyn gab einem Diener die näheren Befehle.

Weniger, als einer Stunde erschien auf der Veranda ein Haulier mit zwei Kulis, welche große Waarenballen trugen. Eine Decke ward auf die Dielen des Zimmers gelegt, und ein Ballen nach dem andern ausgepackt. Ich bewunderte besonders einen der Shawls wegen der glücklichen Harmonie seiner Farben. Aber Mrs. Welwyn legte ihn bei Seite und versicherte, daß dieser gerade keiner der besten sei, da auf einfachem Grunde und nur auf einer Seite das Muster eingewebt. Die ganz gewebten seien die besten.

„Wenigstens die theuersten,“ bemerkte trocken der Gemahl. „Besonders gute Exemplare werden wohl 3000 Rupien*) kosten?“

Der Kaufmann nickte, bemerkte aber, daß man auch schon für 100 Pfund (700 Thaler) einen sehr guten gewebten Shawl haben könne.

Im Laufe unseres Gesprächs — Madame brauchte sehr lange Zeit zur Wahl — brachte ich verschiedene Einzelheiten hinsichtlich der Kashmirshawls in Erfahrung und ich habe die so erlangten Kenntnisse später noch durch Erkundigungen an kompetenter Stelle vervollständigt.

Zuvörderst kommen nicht alle Shawls aus Kashmir selbst; ein großer Theil wird auch in British-Indien fabricirt. Vor 30, 40 Jahren war allerdings Kashmir die einzige Fabricationsstätte. Aber eine fürchterliche Hungersnoth brach dort aus, und viele Shawlweber wanderten nach dem Pendschab, sich in Umrick, Kurpur, Dinapur, Tilaknath, Zelapur, Ludiniah niederlassend, wo seitdem überall diese Manufactur zu gedeihen fortfuhr. Die besten Pendschabshawls kommen aus Umrick, welche Stadt zugleich auch der Stapelplatz des dortigen Handels ist. Aber freilich können auch die besten Pendschabshawls in keiner Weise rivalisiren mit den echten Kashmirs — theils weil die Fabricanten im Pendschab nicht die gleich feine Wolle erlangen können, theils weil ihre Färbekunst geringer ist, und zwar wird die Vorzüglichkeit der Färbereien in Kashmir durch eine chemische Eigenthümlichkeit des dortigen Wassers erklärt.

Sechs verschiedene Rohwollstoffe werden zur Fabrication der Kashmirshawls und ähnlicher Bekleidungsstücke verwendet. Zuerst ist da die Puschumwolle oder die speciell sogenannte Shawlwolle, ein flaumiger Stoff, der zunächst dem Felle und unter den dicken Oberhaaren der Tibetziege wächst. Sie ist dreifarbig: weiß, grau und dunkelbläulich. Die beste Sorte kommt aus den halbchinesischen Provinzen Turfan und Kichar und wird über Tartand nach Kashmir importirt. Die feinsten Shawls werden nämlich aus dieser Wolle gewebt, und da der Maharajah von Kashmir das vollständige Monopol hat, so müssen sich die Weber im Pendschab mit einer geringeren Sorte der Puschumwolle begnügen,

die in Chatan producirt wird. Ein Pfund weiße, noch ungeeinigte Puschumwolle kostet in Kashmir selbst 3—4 Schillinge (1—1 1/2 Thaler), gereinigt kostet die Wolle ziemlich das Doppelte.

Zunächst im Werthe steht dann das Bliß des Dumbachafes von Kabul und Peshawr. Diese Wolle wird zur Fabrication der besseren Sorten von Choga's verwendet — die Choga nämlich ist ein Mantel oder Ueberwurf mit Aermeln, den die Afghanen und andere Muhammedaner an der Westgrenze tragen. Sie wird auch oft Kabul-Puschum genannt.

Zu den unechten Kashmirshawls, d. h. solchen, die das Gewebe der echten nachahmen, aber von geringerem Stoffe sind, wird die Kirmanwolle verwendet, die Wolle der Schafe von Kirman, einer Landschaft im südlichen Persien.

Viertens ist die Wolle einer in Kabul und Peshawr heimischen Ziege zu erwähnen. Die Ziege heißt Put, die Wolle Puttoo.

Das Wollenhaar des Kameels dient zum Stoff für eine gewöhnlichere Sorte von Choga's. Die geringste Sorte ist die Wolle von den Landschafen der Ebenen.

Das Präpariren der Shawlwolle erfordert große Mühe und Sorgfalt. Zunächst das Reinigen, welches in der Regel von Frauen besorgt wird. Und zwar nehmen dieselben für die besseren Sorten Kalt und Wasser, für die gewöhnlicheren die Bürste. Dann das Sondern der Haare vom Flaum — eine sehr beschwerliche Aufgabe, von deren Gelingen der Werth des Shawls abhängt. Die nunmehr gereinigte und sortirte Wolle wird hierauf mittelst der Churka, der nationalen Spinnmaschine, zu Fäden versponnen. Das Pfund der so zu Fäden versponnenen Puschumwolle feinsten Qualität kostet oft 2 Pfund 10 Schillinge. Dann wird das Gespinnst gefärbt und ist nun reif für den Webstuhl.

Das Spinnen besorgen ebenso, wie das Reinigen, hauptsächlich Frauenpersonen, und sicherlich kann man die Zahl der damit beschäftigten auf 100,000 veranschlagen. Die Mädchen beginnen mit dem zehnten Jahre. Ihre Arbeitszeit dauert vom frühen Morgen bis spät in die Nacht, besonders wenn Mondschein die Dellampen erregt.

Ein Handelsmann, Puumungü genannt, kauft die Gespinnste entweder in seinem Laden oder schickt Agenten in die Häuser der Spinner. Diese Agenten kündigen sich durch Glöckchen an. Vom Händler kauft hinwieder der Weber. Der gibt das Gespinnst erst an den Färber (Kungrez).

Die Färber behaupten, dem Gespinnst vierundsechzig verschiedene Farben und Farbenschattirungen, deren Mehrzahl waschecht und dauerhaft ist, geben zu können. Jede Farbe hat ihren Namen; so wird das Carmoisinroth Gulnar genannt, der Name der Granatapfelblüthe. Die beste Art von letzterer Färbung kommt von der aus Hindostan eingeführten Cochennille, eine weniger gute von Laq und Scharlachbeeren; andere Schattirungen von Roth bringt man durch Campechholz hervor. Blau und grün färbt man mit Indigo oder einer Auskochung von europäischem feinem Tuch. Die Färberprofession ist in Indien stets erblich von Geschlecht zu Geschlecht.

Aus den Händen des Färbers kommt das Gespinnst sodann in die Hände des Natatu, der es für den Webstuhl, für Einschlag und Aufzug herrichtet. Er empfängt es in Knäueln, gibt es aber in Ballen zurück. Er kann in einem Tag das Gespinnst für zwei Shawls zum Weben fertig machen.

Aber damit ist es noch nicht abgethan, noch hat auch der Bemaakunguru, der Borrichter der Werste (des Aufzugs) seine Pflicht zu thun. Auch vom Saum des Shawls, der, wenn er breit ist, einen besonderen Webstuhl erfordert, ließe sich Manches sagen. Doch genug der Vorbereitungen, endlich komme der Weber (Shal-haf) dran. Wohlverstanden, in Indien sind die Weber sämmtlich Frauen, die schon zehn Jahr alt in dieser Kunst beginnen.

Die Construction des Webstuhls ist fast dieselbe, nur noch einfacher, als die in Europa. Eine bedeutende Fabrik hat vielleicht 300 Stühle, welche gewöhnlich engebrängt nebeneinander stehen, in langgestreckten, niedrigen Gebäuden. Ist der Webstuhl zugerichtet, so kommen zunächst der Musterzeichner und diejenigen, welche die Farbenzusammensetzung bestimmen, an die Reihe. Ersterer bringt den Entwurf des Musters, der Anderen Einer wählt nach reiflicher Ueberlegung die Farben, indem er mit dem Muster von unten an beginnt, und bestimmt so Schritt für Schritt den Farbenwechsel des ganzen Dessins bis auf die Zahl der Fäden, welche die einzelnen Tinten repräsentiren sollen. Ein Colleague schreibt seine Angaben in einer Art Geschwindtschrift nach und händigt eine Copie davon den Weberinnen ein.

Wenn der Shawl mittelst seiner Holzadeln fertig gewebt ist, wandert er zu den Glattmachern, von ihnen zum Steueramt, wo er geschätzt wird. 26 Procent seines Werthes beträgt die Steuer, hiefür wird er gestempelt und gebücht. Der Fabricant gibt ihn nun dem Capitalisten, der ihm das Geld vorschöß, und dieser mit Hilfe seiner Agenten bestimmt den Preis und effectuirt den Verkauf an den Händler. Natürlich steigert sich hierdurch der Preis der Waare, denn der Capitalist will seine Procente, und der Agent seine Provision.

Der Händler seinerseits muß die Shawls nun erst noch waschen lassen.

Hierauf legt und preßt man die Shawls, läßt sie zwei Tage lang in der Presse und dann verpackt man sie.

Die Ballen erhalten verschiedene Größe, sind aber nach einem und demselben Princip gepackt. Jeder Shawl wird in dünnes farbiges Glanzpapier eingeschlagen und zwischen zwei glatte Holzdeckel gelegt. Wiederum bleibt er nun zwei Tage unter der Presse, worauf man die Holzdeckel entfernt und den ganzen Ballen in ein festes Stück Zeug einnäht. Darüber zieht man dann noch Birkenrinde, Wachstuch und schließlich rohes Leder.

Die Form der Kashmirshawls ist verschieden. Am höchsten schätzt man die Doshallas oder langen Shawls, die ohne Ausnahme nur paarweis gefertigt und verkauft werden. Die Kussabas oder viereckigen Shawls, in Europa die gesuchteren, werden dagegen sowohl einzeln fabricirt, als verkauft. Sie heißen auch Roomals. Eine dritte Klasse bilden die Jamewars, deren Imitation die französischen Musselinshawls sind, eine vierte die Ulwans. Diese, ohne Blumen und Ornamente, werden auch zu Turbanen und Gürteln benützt.

Von den Preisen der Kashmirshawls war schon oben die Rede. Bezüglich des (beiläufig 6 Pfund schweren) Shawls zum Preise von 300 Pf. Sterling sei hier aber noch eine speciellere Berechnung aufgestellt:

Table with 2 columns: Description of costs and Amount. Rows include: Beschaffung des Materials, die Wolle mit eingerechnet (30 Pfd.), Arbeitslohn (100 "), Verschiedene Unkosten sonstiger Art (50 "), Zoll (oder Stempel) (70 "), Total (250 Pfd.).

Die übrigen 50 Pfund erhalten, wie man sich denken kann, Händler und Agenten.

Von den Ländern unseres Welttheils haben England und Frankreich den stärksten Import von Kashmirshawls; hier wie dort ist er jedoch nicht mehr ganz so stark, wie ehemals. Der Gesamtwerth der von 1856—57 in England eingeführten indischen Shawls betrug 227,907 Pfund (1,595,349 Thaler) — eine Summe, die 1865 auf 142,916 Pfund gefallen war. In Frankreich stieg der Gesamtwerth im Jahre 1865 nur auf 77,582 Pfund. Die Exporte nach anderen Ländern sind kaum nennenswerth, mit Ausnahme von Amerika. Hier allein bemerkt man ein Steigen des Imports, Dank der Baumwolle und dem Petroleum.

Es ist schon gesagt worden, daß auch in anderen Gegenden Indiens die Shawlfabrication betrieben wird. In einem Dorfe Rampur z. B. fertigt man Shawls von so feinem Gewebe, daß sie, der Länge nach zusammengeschlagen, durch einen Fingerring gezogen werden können.

Aber kehren wir zu unserem Shawlhandel bei Mrs. Welwyn zurück. Sie wollte durchaus nur einen Shawl bester Qualität haben, und ihr Gemahl zahlte großmüthig und kaltblütig wie ein Held seine 300 Pfund.

Ich nahm den Shawl nach England, übergab ihn persönlich und brachte ihn wieder zurück nach Indien, um die Schultern einer jungen, hübschen Frau geschlungen. Um kurz zu sein, der Kashmirshawl hat mich zu einem glücklichen Ehemann gemacht.

Mozart in London.

Daß Johann Chryostomus Wolfgang Amadeus Mozart schon in frühester Kindheit ein musikalisches Wunder war, ist bekannt. Acht Jahre alt, hatte er sich schon an verschiedenen Höfen hören lassen und war von Königen geliebt, von Kaiserinnen geküßt worden. Er nahm aus Frankreich Klitten voll Geschenke: Ringe, Tabaksdosen, Etuis, Uhren und Ketten. Gegen die Marquise von Pompadour hegte der Kleine einen Groll, sie hatte ihn nicht geküßt, wie die Königin Maria Theresia es gethan. Er hatte während seines Aufenthalts in Paris auch schon vier Sonaten drucken lassen. Im April 1764 kam Vater Mozart mit Weib und Kind, dem Wunderknaben und seiner Schwester nach London. Zuerst ging dort Alles gut. König und Königin hörten die Kinder am 27. April spielen, und bald darauf ersterer den Knaben auch auf der Orgel. Bruder und Schwester executirten gemeinschaftlich schwere Stücke à quatre mains auf zwei Clavieren, und Wolfgang sang mit vielem Ausdruck mehrere Arien. Man war gewöhnt, ihn dadurch auf die Probe zu stellen, daß man ihm ausgewählte Sachen von Bach, Händel u. A. zum Spielen vom Blatt gab. Er that es lächelnd, schnell, elegant, vollendet in Tempo und Styl. Um zu zeigen, was der Knabe könne, nahm ihn einmal Johann Christian Bach, der Kapellmeister der Königin, auf die Kniee und spielte ihm einige Tacte vor, die Jener dann weiterführte; nachmals wechselnd, gaben sie so eine ganze Sonate zum Besten.

Freilich war der Vater des jungen Genies nicht zufrieden damit, daß er für jedes Hofconcert nur 24 Guineen erhielt. Aber wenn des Geldes nur wenig war, so der Huld und Gnade um so mehr; König und Königin redeten die Familie in St. James-Park an und reicheten einem Jeden die Hand. Der König suchte gewöhnlich für den Knaben schwierige Musikstücke von Wagenseil, Abel oder Händel aus. Auch begleitete der kleine Mozart die Königin zu einer Arie, welche sie gnädigst zu spielen gerühete; und dann überraschte er den sich höchlich amüsirenden Hof damit, daß er mit alleiniger Zugrundelegung des Basses aus einer Händel'schen Melodie eine ganz neue Melodie erfand und durchführte. Täglich mehr entwickelte sich des Knaben Verstand und Talent; täglich machte er größere Fortschritte in seiner Kunst; schon hatte er auch für vollständiges Orchester geschrieben und nun begann er Symphonien zu schaffen. Sein Vater hatte sich bei der Rückkehr aus einem Concert bei Lord Thanes erkältet und hütete das Bett; während seines Krankenlagers erfreute ihn sein Sohn dadurch, daß er ein Stück für zwei Violinen, zwei Oboen und zwei Hörner componirte. „Erinnere mich daran,“ sagte der kleine Despot zu seiner Schwester, die neben ihm copirte, „daß ich den Hörnern etwas Tüchtiges zu thun gebe.“

Doch war er keineswegs allfug; von den verwideltsten Nummern Bach's oder Händel's konnte er nach Kinderart sich sofort losreißen, um Zuckerwerk zu naschen oder zu seiner Lieblingslase zu eilen, wenn er sie mianen hörte.

Die Familie zog der besseren Luft wegen nach Chelsea, wo Vater Mozart nach Genesung von einer Bräune als eifriger Katholik zweiundzwanzig Messen lesen ließ und überdem gelobte, den Sohn eines holländischen Juden, des Violoncellisten Cipruntini, zum Christenthum zu bekehren. Gegen Ende des Jahres 1764 widmete Mozart Vater eine dritte Serie der Sonaten seines Sohnes der Königin Charlotte.

Damals war es, daß der ehrenwerthe Daines Barrington sich nach Chelsea begab mit der handschriftlichen Partitur eines Duetts, welches ein englischer Edelmann nach einem Texte Metastasio's componirt hatte. Es lag außer aller Möglichkeit, daß der Knabe schon Kenntniß von ihr erlangt habe. Aber — er sezt sich ans Instrument, legt unbesorgt die Noten auf und beginnt sofort vom Blatt zu spielen, vollendet in jeglicher Weise. Wie er zu Ende ist, nimmt er die erste Stimme und läßt seinem Vater die zweite. Er singt, allerdings mit dünnem kindlichen Organ, aber bewundernswerthem Geschma. Der Vater kam ein- oder zweimal heraus, obwohl die Passagen nicht schwerer waren, als die der ersten Stimme, und dann blickte das Söhnchen ordentlich vorwurfsvoll nach ihm hin, machte ihn auf seinen Fehler aufmerksam und brachte ihn wieder hinein. Zu Mr. Barrington's nicht geringer Freude verwob der junge Musiker mit dem Gesang die Begleitung zweier Violinen, wo dieselbe nur immer ihm nothwendig erschien.

In seinem Bericht, der später der Royal Society vorgelesen ward, suchte Mr. Barrington, beinahe zur Anbetung des jugendlichen Genies hingerissen, die Schwierigkeiten gebührend darzutun, welche der Knabe Mozart bei dieser ihm gestellten Falle zu überwinden gehabt hatte. Er kommt zuletzt auf folgenden Vergleich: Mozart habe nichts Geringeres gethan, als ein achtjähriges Kind, welches eine ihm zum ersten Mal vorgelegte schwierige Stelle aus Shakespeare sofort mit aller Feinheit, Energie und Empfindung eines Garrick declamiren würde.

Mr. Barrington äußerte den Wunsch, den Knaben auf dem

*) ca. 2100 Thaler.

Instrument auch phantaziren zu hören. Während nun jener in reizenden Impromptu's sich erging, lauschte der Engländer, in seinen Sessel zurückgelehnt, die Hand vor dem Mund, doch nicht ohne den Nebengedanken, ob er sich von Salzburg einen amtlichen Nachweis über das Alter des Kleinen verschaffen sollte. Ein plötzlicher Schlag auf die Tasten riß Barrington aus seinen Gedanken. Das Lieblingsstückchen des Knaben hatte sich in die offene Thür geschlichen, und letzterer war sofort von seinem Stuhl gesprungen, um mit ihm zu spielen. Barrington's Verdacht hinsichtlich des Alters des Wunderknaben bestätigte sich natürlich nicht. Leopold Comprecht, Kaplan des Fürsten-Erzbischofs von Salzburg, sendete eine Copie des Geburtscheins von Johann Chrysostomus Wolfgang Amadeus Mozart, der wirklich auf den 17. Januar 1756 lautete. Also war das junge Genie doch erst acht Jahr und mehrere Monate alt, als die Bewunderung den musiklehrten Barrington zum Argwohn trieb.

Doch war auch der Erfolg des jungen Mozart in England groß, sein Verdienst war es weniger. König und Königin liebten die Musik, doch sie liebten noch mehr das Geld. Die Einnahmen der Concerte minderten sich, und — was das Schlimmste — die Ausgaben des Jahres stiegen bis zu 300 Pfund: eine erschrecklich hohe Summe für einen sparjamen deutschen Organisten, der gewohnt war, nur mit Kupfermünzen zu rechnen.

So begab sich der Vater mit seinen Kindern von London nach dem Haag. [2633]

Der Lenz.

Der Lenz! der Lenz! Aufspringt des Himmels Thor,
Die Lerchen schmettern, und in Kampfes Bahnen
Im vollen Harnisch tritt die Sonne vor:
Da fliehen schon des Winters graue Fahnen.

Der Lenz! der Lenz! Nun bricht der Frühling herein,
Das Eis zerbricht, und die Lavinen rollen;
Dampf kracht der Forst, die Bäche wild aufschreien,
Und stürzen in den Strom, den überrollen.

Der Lenz! der Lenz! Sieh dort das Roth-Signal!
Der Damm zersprengt, zertrümmert Hof und Hütte!
Wirbel und Schaum! die Woge brüllt durchs Thal!
Und Roth und Tod — kein Beten hilft, kein Bitten!

Der Lenz! der Lenz! Wie's unten toben mag,
Die Sonne lacht und sendet Frühlingsboten.
Durch Kampf zum Sieg! Durch düst're Nacht zum Tag,
Und bunte Primeln decken bald die Todten.

Der Lenz! der Lenz! Nun grünet Wald und Feld,
Die Vöglein singen lustig in den Lüften:
Wie schön, wie schön ist Gottes weite Welt!
Die Todten aber — — schweigen in den Gräften.

Cäcilie Feit.

Auflösung des Logogryphs Seite 202.

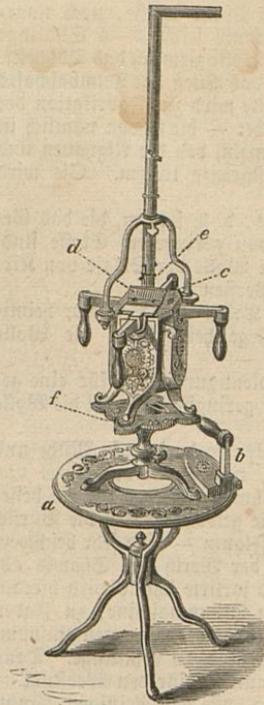
„Schall — Schill — Schiller.“

Charade.

Wenn sich jagt und ballt am Himmel
Das Gewölk im Winde wehn,
Wirft du bald gekrönt die Erste
Mit der Zweiten wallen sehn.
Ditmal's jagst du Dampf und Rauch
Steigen aus des Ganzen Bauch.

Wirthschaftsplaudereien.

Revolber-Plättchen. Als einen ebenso nützlichen Haushaltgegenstand, wie sich der von uns zuerst beschriebene Katarakt-Waschtopf erwiesen hat, führen wir unseren Leserinnen heute den nebenstehend abgebildeten Plättchen vor. Elegant in Form und Ausstattung, bequem in der Handhabung, äußerst sparjam im Verbrauch des Brennmaterials, ist der ursprünglich in Frankreich erfundene Apparat vom Hoflieferanten E. Cohn in Berlin, Hausvogteiplatz Nr. 12, hier eingeführt und mit den Abänderungen versehen worden, welche die in Deutschland übliche Plättchenmethode erheischt. Ersparniß an Zeit, Mühe und Kosten machen sich bei diesem Apparat andern Plättchenvorrichtungen gegenüber so auffällig geltend, daß er nach unserer Ueberzeugung bald die allergrößte Verbreitung in deutschen Haushaltungen finden wird. Auf einem Tischähnlichen Gestell (a), welches übrigens zu entbehren ist, steht, getragen von einem dreibeinigen kleineren Tischchen (f), der eigentliche Ofen. Dieser besteht aus einem Schacht von der Höhe der Plättchen und einer solchen Weite, daß 4 Eisen ihn umstellen können. Der Ofenschacht, unten mit Koff (und darunter stehendem Aschenbehälter) versehen, ist von einem gußeisernen Mantel umhüllt; es entsteht dadurch ein Zwischenraum, in welchen die Plättchen eingehängt werden. Diese Eisen sind besonders geformt (b) und in fünf Größen vorhanden, ihr Holzgriff ist einseitig befestigt. Der Plättchen wird durch einen drehbaren Deckel (c) verschlossen, der mit einer Klappe (d) versehen ist, durch welche die Eisen eingehängt und herausgehoben werden. Das Zugrohr, welches man zum Fenster hinaus oder in einen Ofen leitet, schließt bei e lose den Ofenschacht, kann mittelst einer beigegebenen Range zum Schüren und Füllen des Ofens mit Heizmaterial abgehoben werden und wird durch einen tyraformigen, mit dem Ofen fest verbundenen Bügel gehalten. Die Platte des mittleren Tischchens (f) ist um ihre Achse drehbar, so daß man sich jedes Eisen zur Hand drehen kann (daher der Name Revolber-Plättchen), um es bequemer fassen zu können. Als Heizmaterial benutzt man am besten nutzgroße Holzkohlen, zum Nachfeuern kann man auch Coaks benutzen. In einer halben Stunde ist der Apparat geheizt; es können dann so viel Personen, als der Ofen Plättchen faßt, beständig arbeiten, und wenn die



herausgenommenen Eisen stets sofort durch neue ersetzt werden, immer wieder neugeheizte Eisen zur Verfügung haben, sobald die benutzten Eisen erkaltet wollen. Merkwürdig ist der geringe Verbrauch von Brennmaterial in diesem Ofen, denn, wie wir uns überzeugen haben, verbrauchen vier Plättchen bei zwölfstündiger Arbeit nicht mehr, als für sechs Pfennige Coaks, ein Vorzug, dessen sich kein Plättchen von anderer Construction rühmen kann. Da eine Verlastigung der Plättchen durch die Verbrennungsproducte der Kohlen (Kohlenoxydgas), welche bei den Kohlenplättchen bis zur Kohlenoxyd-Vergiftung gesteigert werden kann, durch das Abzugsrohr vollständig verhindert ist, so verdient auch diese Vorrichtung die Plättchen die größte Würdigung von Seiten der Hausfrauen, um so mehr, als das Einathmen des Kohlenoxydgases nicht nur vorübergehenden Kopfschmerz u. hervorrufft, sondern auch den Grund zu langwierigen Krankheiten legen kann. Vor dem inwendig zu heizenden Kohlenplättchen hat der Revolber-Plättchen auch den Vorzug, daß seine Eisen gar nicht mit Kohlenstaub in Berührung kommen können. Der Preis des deutschen Revolber-Plättchens hängt ab von der Anzahl und Größe der gewünschten Plättchen und der Mitgabe des Tischchens; der Preis ist übrigens um mehr, als den vierten Theil niedriger, als der des entsprechend großen Pariser Originals. [2636]

Correspondenz.

E. P. in Hessen. Das eingeseidete Zeugmuster kann nicht heller gefärbt werden, als es ist; es wird sich überhaupt nur braun färben lassen und zwar in dem braunen Ton, welchen die Streifen des Stoffes besitzen.

J. B. in H. Das eingeseidete Fleckmittel besteht aus einer mit etwas Terpentinöl versetzten Chloralkalilösung (resp. einer aus Chloralkal bereiteter Eau de Javelle). Der Zusatz von Terpentinöl ist unessenflich, die Anwendung einer Chloralkalilösung für dergleichen Zwecke aber unrat, und die gleiche Menge einer solchen Lösung überall um das Zehnfache billiger zu erhalten.

Eine Engländerin. Nicht ein weißer, sondern grüner, gelber oder brauner Schleier schüßt das Gesicht am besten vor der Sonne. Nabalmittel gegen Sommerprossen gibt es nicht, auch die wenigen zeitweilig wirkenden, zum Theil aber giftigen Mittel (z. B. Quecksilbersublimat) verhindern nicht das Wiedererzcheinen der vertigalen Flecke. Rowland's Kalkdor enthält nicht Blei, sondern eben auch Quecksilbersublimat. — Die Zusammenfügung der pâte d'amande blanche (ou pr. Condray ist uns nicht bekannt. — Das Spalten der Haare nach vorhergegangenem andauerndem Brennen derselben kann nur durch sorgfältige Pflege der Kopfhaut und des Haares wieder beiseitigt werden. — Die in den Apotheken käufliche Auflösung von essigsaurer Thonerde enthält in 8 Theilen einen Theil dieses Salzes; in das Mundwasser gießt man so viel von der Lösung, daß es merklich zusammenziehend schmeckt. — Vorsichtiges Betupfen mit Essigsäure, bis die hornige Haut erweicht und sich abblöset läßt.

F. P. in B. Fettsflecke lassen sich aus der beigelegten Zeugprobe, nach angelegtem Versuch, durch Benzol entfernen, ohne daß die Farbe darunter leidet; die graue Seidenrobe rathen wir indeß in eine chemische Reinigungsanstalt zu geben.

B. F. in W. Wenn die angewendeten Fleckmittel, Benzol u. s. w. Ihnen den Dienst versagen, so lag dies nicht an den Mitteln selbst, sondern vielmehr an ihrer Anwendung. Es gehört ein großes Geschick und jahrelange Übung dazu, Flecke aus Stoffen glücklich zu entfernen, daher sind auch die Pariser „Detacheurs“ sehr gesucht und werden von den Besitzern der sogenannten „chemischen Reinigungsanstalten“ hoch bezahlt. Diese Detacheurs haben nun nicht etwa ihre ganz besonderen geheimen „Fleckmittelchen“ — nein, ebenfalls nur Benzol, Salmiatgeist, Essigspirit, Spiritus, Wasser u. s. w. und allein in der richtigen Beurtheilung und manuellen Behandlung der Flecke, die sich freilich nicht beschreiben läßt, beruht das Geheimniß ihrer Kunstfertigkeit. Man geht daher immer sicherer, namentlich bei kostbaren Stoffen, geübten Händen die Reinigung anzuvertrauen, andernfalls man Gefahr läuft, das Uebel durch die eigenen Experimente so zu verschlimmern, daß auch der „Detacheur“ an der Hilfe verweigert.

H. N. P. in Mähren. Jede nasse Wäsche läßt weiße Wollentstoffe etwas gelb erscheinen, am wenigsten noch, wenn reine Marceller Seife benutzt worden. Bei der sogenannten chemischen Wäsche (mittels Benzins) aber ist kein Vergilben zu befürchten.

Stationsches Promontor. Hartes Wasser macht man am besten durch einen sehr geringen Zusatz von Kalkmilch und Soda weich und zum Kochen von Hülsenfrüchten geeignet. Wie viel man von jenen Stoffen nehmen muß, hängt freilich ganz von dem Kalk- und Gypsgehalt des Wassers ab, doch werden ein paar praktische Versuche Sie bald dahin führen, denselben auch ohne Chemiker ermitteln zu können.

Trene Abonnentin. Kaschmir wird am schönsten durch Benzol in der chemischen Wäsche gewaschen; Wasser und Seife u. s. w. lassen immer einen gelben Ton zurück. — Eine schwache Lösung von übermangensaurem Kali ist das beste Zahnpulvermittel. — An Vollblütigkeit Leidenden ist reichlicher Genuß frischen Obstes und Enthaltung von allen aufregenden Getränken dienlich.

Eine treue Abonnentin in Cöln. Wir rathen Ihnen, zu dem Enthaarungsmittel „Pilotron“ zu greifen, welches nicht wie die (arsenikhaltige) Rasma schädlich werden kann. Sie erhalten dasselbe bei E. Baum, Berlin, Friedrichstraße 57, zum Preise von 1 Thlr. (auf Seite 104 d. Z. ist fälschlich 20 Sgr. angegeben worden).

L. in E. Blaues schwarzes Sammet, der durch Feuchtigkeit oder dergl. stellenweise einen rothbraunen Schein bekommen hat, läßt sich die ursprüngliche Farbe nur durch Aufwärmen wiedergeben.

„Mehrere Abonnentinnen in der goldenen Aue.“ Wollene Strümpfe dürfen nicht in zu heißem Wasser gewaschen werden, und zum Trocknen muß man einen jeden über ein Brett in der Form eines Strümpfes ziehen. Das Uebrige nächstens.

F. in D. Es ist uns keine Bezugsquelle bekannt.

Polin in Posen. Wenden Sie sich an C. A. König, Berlin, Jägerstr. 23. Zu einem Trauer-Melsgewand empfehlen wir Ihnen schwarzen Sammet.

A. A. Altenburg. Der Rod eines Promenadenanzuges (Costüms) muß circa 300, der Rod einer Robe mit Schleppe dagegen etwa 470 bis 500 Centimeter weit sein. Je länger die Schleppe, desto beträchtlicher natürlich die Weite des Rodes. Ein Kleid mit Schleppe kann auch ohne Doppelrod getragen werden.

Celeste v. M. Tragen Sie zu dem Tuchkleide ein kurzes Jäckchen von gleichem Stoff. Ein türkischer Shawl ist auch für junge Damen passend. Wir würden eher zu Kleibern von heller Farbe oder leichtem Wollstoff rathen. Eine solche Fabrik ist uns nicht bekannt.

M. P. in Pest. Nächstens.

Freiin A. M. in W. Wir schlagen vor, die betreffende Robe in der Anstalt von Spindler, Berlin, Leipziger Str. 42, waschen zu lassen.

C. S. in H. Sie finden die gewünschte Anleitung in dem letzten Extrablatt.

Abonnentin von 1857. Sie finden Dessins zu Häkelarbeiten sowohl in früheren Jahrgängen des Bazar, als auch wieder in den jüngst erschienenen Nummern.

„Aus der Laufs.“ Die große schwarz und weiß gestreifte Beduine eine Sommercapote geben, oder der Stoff als Futter verwendet. Eine kleine Beduine aus Alpaca ist nicht unmodern.

Emilie B. in D. Wählen Sie Merinostoff; Dessin und Arrangementen wir nicht bestimmen; Sie finden verschiedene Promenadenanzüge auf Seite 124 und 153 d. Z. — Gelatine (nicht Gelantine) —

Rosa. Wir rathen Ihnen, aus dem Stoffe ein Kleid herzustellen, das mit Rüschen aus blauem Taffet garniren können.

Amalie v. D. Sie brauchen die Beduine aus Spitzenstoff nicht zu um sie noch zu tragen. Koffhaarröcke erhalten Sie bei D. G. in Berlin.

„Am Gloufer.“ Ein französischer Longshawl blieb bisher noch modern und wird auch von jungen Frauen getragen. Talma's u. s. w. lotots pflegt man nicht aus Atlas herzustellen.

A. K. in H. Wir bedauern keinen Gebrauch machen zu können.

A. P. in L. Sie können das Costüm, Abbildung 33 und 34 auf Seite d. Z. auch aus schwarz und weiß carirtem Stoff anfertigen.

F. L. Ein Kleid aus roher Seide wird entweder mit schwarzem oder mit Stoff vom Kleide selbst garnirt.

Oberon. 1. Sie verhüten das Uebel durch sorgfältige Pflege der Haut. — 2. Bazar 1870, Seite 151 („Bunte Otiereer“, von Carus).

C. S. in K. Gebrauchen Sie das auf Seite 202 d. Z. empfohlene gegen das Erkranken der Blätter eines Gummibaums.

F. J. B. 1. Jede beliebige Buchhandlung wird Ihnen Bücher der verschiedensten Art empfehlen können. — 2. Bazar 1870, Seite 168.

C. W. in W. Wir erinnern uns nicht, dergleichen Mittheilungen zu haben. Es liegt wohl eine Verwechslung mit einem anderen Namen vor.

Zwei Raben in St. 1. Die genannte Dame ist nicht die Schwester, denn die Nichte des Componisten. — 2. Ja; sie war besonders während ihres Engagements in Leipzig und am Königsstädtischen Theater zu Berlin.

B. Z. in Br. Wir sind außer Stande, Näheres darüber zu erfahren.

R. N. in St. Eine waschichte Farbe zum Zeichnen der Wäsche. C. F. Schwarz, Berlin, Leipzigerstraße 112.

Clara B. in W. Das Recept des von Ihnen genannten Mittels ist selber nicht bekannt. Eine Bezugsquelle und die Art der Anwendung finden Sie im Bazar 1869, Seite 36 angegeben.

Carola und Clia in W. Um Weinsflecke aus Marmorplatten zu entfernen, polirt man letztere mit Binnasse vor, dann mit Kreide nach.

N. bei F. Wenn Sie über die betreffenden Vermittlungsbureau zu erfahren wünschen, müssen wir um Ihre Adresse zur brieflichen Auskunft ersuchen.

K. B. in Fr. Uebermangensaures Kali!

N. W. Wir sollen dem Luxus steuern. Luxus, auch einer der Mannen, denen nicht Alle einen klaren Begriff verbinden. Sehr Vieles, was heute als Luxus erscheint, wird in hundert Jahren Bedürfniß sein.

J. v. N. in Wien. Fertigen Sie den Talma nach dem zu Abbildung 17 und 18, Seite 107 d. Z. gehörigen Schnitt.

M. M. in Z. Leider läßt sich Ihr Wunsch nicht erfüllen.

Ch. K. in Z. Arrangiren Sie das Kleid nach einer der beiden Figuren 1 oder 3, auf Seite 97 d. Z.

Mammuth in L. Wir empfehlen Ihnen das Dessin, Abbildung Nr. 12 auf Seite 70 d. Z. 1868 oder Abbildung Nr. 12 auf S. 186 d. Z. 1870.

Trene Abonnentin des Bazar. Ihr tiefen Trauer wählt man von schwarzem glanzlosen Wollentstoffen, wie: Kaschmir, Crépe de Chine u. s. w., zur Halbtrauer ist eine graue oder eine schwarzweiß gemusterte Robe passend, Penfée und Vila de nicht.

D. B. in K. g. Talma's sowohl wie Paletots werden vielfach getragen, und ob Sie sich für den einen oder den anderen entscheiden wollen, kommt ganz auf Ihren Geschmack an. Wenden Sie sich an Magazin von D. Gerson in Berlin.

M. P. in P. St. Sie finden die genaue Erklärung sämtlicher Häkelarbeiten gebräuchlicher Ausdrücke, sowie die Anleitung zum Häkeln des Häkels auf Seite 223 d. Z. 1867. Besuchen Sie die betreffende Nummer des Bazar (Nr. 14 der österreichischen Ausgabe) durch Buchhandlung.

F. H. in St. P. Ihr Garnitur eines Paletots von schwarzem Sammet eignet sich schwarze seidene Guipüre oder Chantilly-Stoffe.

F. B. in H. Wir verweisen Sie auf Seite 268 und 269 d. Z. 1869 empfehlen Ihnen das Wäsche-Magazin von Gebr. Mosse, Berlin, Leipzigerstraße 47.

Nachtriale aus St. Völkten. Die sogenannten „Blümeau“ sind nicht neuerdings in die Mode gekommen, sondern in Süddeutschland, in Preußen, Italien u. s. w. stets gebräuchlich gewesen.

F. F. in H. Wenden Sie sich an B. Sommerfeld, Berlin, Leipzigerstraße 42.

Mädchen vom Lande. Bazar 1870, Seite 168. — „Aus duftigen Stoffen“ Bazar 1869, Seite 314. — C. G. in D. Bazar 1869, Seite 52. — E. in N. am Rhein. Bazar 1869, Seite 298. — Luise J. in Bazar 1869, Seite 280. — Gustav H. in A. Bazar 1869, Seite 232. — A. v. B. Bazar 1869, Seite 168. — Mademoiselle. Bazar 1870, Seite 168.

C. v. Z. in Riga und D. in Dortmund. Der Componist des Vieles Seite 135, Anton Depressio, ist 1838 (den 18. Mai) in München geboren und lebt zur Zeit in Gotha. Seine jüngsten Werke sind: „Die Salbung David's“ (op. 30) und „Hier Wieder des Schaffs“ für eine Bassstimme (op. 31), beide bei Breitkopf u. Hartmann in Leipzig erschienen.

Kritische Correspondenz. Marie in Bovenfen. Wir danken Ihnen vornehmlich, daß die Lectüre des Bazar jugendlichen Gemüthern sei, einfach mit der Bemerkung zurückweisen, daß der Bazar keine literarische Frauenzeitung ist. Aber wir wollen uns selber glauben machen unsere Uebersetzung über Ihre Feilen eine Gemüthsregung gewesen, wenden uns daher bittend, fragend an die Mütter, ob dieser Vorwurf richtig habe, und in unieren Spalten jemals die Würde der Frauen Matronen, die Heiligkeit der Jugend mißachtet und geschädigt worden bisher glaubten wir, es gerade darin sehr ernst, sehr streng mit uns aufzugeben genommen zu haben. Freilich darf man nicht vergessen, daß belletrischen Nummern immer doch Unterhaltungsblätter sein müssen. Man kann einen Roman allerdings nicht in der Kirche lesen, aber in Romane und Novellen sind ja, daß der Pariser sie lesen kann. Um Angriffe im Besonderen zu erwidern, so war Madame Maintenon eine sittenstrengsten Frauen — Sie verwechseln Sie doch nicht mit der Madame Pompadour! Der Roman von Luise Mühlbach behandelt die „Begegnung einer Wiberpentiger“ durch einen existirenden, charaktervollen Mann mit reellsten Absichten; in „Kococo“ endlich können wir nur tiefe Bewunderung und Abgang stiftende, allerdings herbe Lebensweisheit finden. Gegen, woran nicht Allem soll die Lectüre Schuld sein, und doch nur die Schuld des Lesers, daß er aus der Lectüre nur das Schöne Mag man eine Dose in einen besonderen, meinetwegen goldenen Behälter legen, es wird doch eine Dose. Der Dichter und Schriftsteller, wenn er wahr ist, kann nie so viel schaden, als derjenige, der die Menschen und häßliche sentimental färbt. Sentimentalität ist Heuchelei. Das ist ein das tüchtige Frauen, tüchtige Männer werden läßt. Wenn Sie die unieren Spalten finden, dann rufen Sie „Fort damit!“ Ihren Kindern uns ein empöres Halt! zu. — H. e in C. wünscht sich aus ihrer Schrift beurtheilt. Sobiel ersehen wir, wenn nicht aus Ihrer Schrift, doch aus Ihrem Schreiben, daß Sie jedenfalls mehr Zeit haben, wie wir.

Eine Wittne. Im Vaterlande können wir Ihnen als eine nach Richtung musterhafte Erziehungsanstalt für Knaben die des Herrn Immanuel Schmidt in Fallenberg (unweit Berlins) nennen, in der preussischen Schweiz ist uns die des Herrn Dr. Christian Vogel in Wilten empfohlen. — A. J. in St. P. Wehe, wenn diese Gedichte mehr, vier Zeilen hätten! — N. in H. Sie besitzen deren viele? Wir hören an dem Wenigen zuviel. — Laura. Wir sind ratlos! Es ist kaum eine englische Novelle, die nicht sofort überbietet würde. — S. v. B. in Gut. — Blondine. Ihre Mühe ist zwar noch ein Bachschiffchen (ist venia ver) und wir meinen natürlich nur die Muse), aber ein sehr talentvolles. — Verborgener Blühende. 1. Uebel weiß. Eine Auswahl aus der neuesten und besten Briefe von Karl Fette! (Stuttgart, Krull'sche Buchhandlung). — 2. Natürlichkeit. — Cöln. B. W. 3. An eine Theater-Direction. — 4. Schneeglöckchen. Die Witte, die Berge nicht im Bazar zu veröffentlichen war überflüssig. — M. B. Das ist ja nicht möglich. — Heinrich B. Als Königin in Ihrem Gemüth herrscht die Liebe und erwählt Sie ihrem Hofnarren. Worüber nun macht der Hofnarre Schätze? — „Dich wähl' ich zum Lehrer.“ Die Geburtsstätt unieres hochverehrten Arbeiters, des Hofraths Heffkel, ist Dessau. — Bertha v. B. am 19. spricht über „Musik und Poesie“ ihre Ansicht dahin aus: „Was ist schönste, reinste Klang der Seiten. — Wenn ihn nicht leis durchdringt Poesie? — Gesang, wenn ihn nicht der Gefühl's Kraft begleitet, — Poesie nicht ihrem Ausdruck ihre Seele verlieh?“ Als Musik zu dieser empfehlen wir den Verdrastan. — Ch. K. „Du bist des Mondes Licht.“ — Die Madras herniederlirkt.“ Wenn der Mond weinen könnte, er würde über Euch, Poeten, blutige Thränen weinen. — Mit Dank abgeleitet.

A. C. in A.-A.; F. A. B. 28; M. L.; C. P. in N.; W. W. in H. in G.; J. A. W. in L.; F. C. in St. P.; C. Sch. in W. G. L. Fr. v. W.; F. C. Wien (Magurka); R. N. in W.; F. und H. S. in B.; L. 11 in A., N. M. in Fr., A. C. in H.